

BERICHTE

HARALD BURGER / ANNELIES BUHOFFER

6. KONGRESS DER INTERNATIONALEN VEREINIGUNG FÜR GERMANISCHE SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT

Basel, 24.–30. August 1980

Daß der Kongreß im wissenschaftlichen Ablauf sinnvoll konzipiert war, organisatorisch mustergültig durchgeführt wurde und dank der behaglichen und traditionsreichen Atmosphäre von Basel auch und vor allem als sozialer Anlaß – zumal als Begegnungsmöglichkeit von Germanisten des deutschsprachigen Gebietes und des „Sprachauslandes“ – gelingen konnte, ist verschiedenen Ortes hervorgehoben worden. Im Rahmen dieser Zeitschrift interessiert in erster Linie, welches Bild die internationale Hochschulgermanistik von sich vermittelte, soweit es die Linguistik betrifft. Hier ist ebenso aufschlußreich zu registrieren, was fehlte oder wenig vertreten war, wie die dominierenden Züge zu vermerken. (Da es zufällig bleiben mußte, welche Vorträge die Berichterstatter anhören konnten, und da wie üblich eine Reihe von Vorträgen ausfiel, stützen wir uns – abgesehen von den noch nicht im Druck vorliegenden Plenarvorträgen – auf die gedruckten Texte.¹ Natürlich ist es nicht möglich, alle Beiträge gleich ausführlich zu würdigen. Die kleine Sektion „Nichtdeutsche germanische Sprachen“, die wir hier nicht besprechen, enthält Beiträge zum Afrikaans und zum Altnordischen.)

Bedeutendes Gewicht wurde von den Veranstaltern den Plenarvorträgen beigemessen, die thematische Schwerpunkte des Kongresses indizieren sollten. Es sei daher zunächst auf diese Referate etwas näher eingegangen.

H. Weinrich (München) knüpft in seinem Eröffnungsvortrag „Die transitorischen Momente der Sprache“ an den Begriff des Transitorischen bei Diderot und Lessing an, der im 18. Jh. auch sonst zur Differenzierung der Künste verwendet wird. Simultaneität, Koexistenz der Elemente ist Merkmal der bildenden Kunst, Sukzession oder Transitorik Merkmal der Dichtkunst (wie auch der Musik). Von hier aus skizziert er die Diskussion um Simultaneität und Sukzessivität in der Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie des 18. Jhs., von wo aus sich ein zwangloser Übergang zur Linguistik des 20. Jhs. ergibt, sofern Chomsky ja explizit auf die entsprechende Kontroverse des 18. Jhs. zurückverweist. Strukturalismus, Informationstheorie, generative Theorie und Textlinguistik, die Weinrich unter dem Aspekt der Transitorik Revue passieren läßt, weisen für das 20. Jh. sehr verschiedene mögliche Positionen in der alten Kontroverse aus.

In einem letzten Schritt wird vorgeführt, wie *transitorisch* als Synonym von *flüchtig*, *kontingent* seit Baudelaire zum Stichwort der als „modern“ sich verstehenden Kunsttheorie der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jhs. wird. Von hier aus mündet das Thema durch Hinweise auf Wagner, Nietzsche, Walter Benjamin u. a. in das weite Gebiet der „Übergänge“ überhaupt, womit das von den Veranstaltern für den ganzen Kongreß gewählte Leitmotiv erreicht ist.

Für alle, die sich mit Deutsch als Fremdsprache befassen, war der Vortrag von J. Juhász (Budapest) „Zur Frage des kognitiven Wertes des Vergleichs der deutschen Sprache

¹ Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses Basel 1980, Teil 2, hrsg. von H. Rupp und H.-G. Roloff, Bern 1980 (= Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Band 8,2).

mit anderen Sprachen“ von zentraler Bedeutung, darüber hinaus aber trug er auf hohem theoretischem Niveau dazu bei, den Stellenwert sprachvergleichender Untersuchungen im Gesamtfeld der Linguistik zu situieren. Am Beispiel typologischer Fragen zeigt Juhász, wie der „naive“ Sprachvergleich in einen sprachtheoretisch verantwortbaren Vergleich zu überführen ist, durch Berücksichtigung mehrerer Ebenen von *tertia comparationis*, durch Eruierung von Typenmengen, die sich in den einzelnen Sprachen zu Typenmengenbündeln verbinden. Zugleich wird deutlich, daß auch ein reflektierter struktureller Vergleich kurzschlüssig gerät, wenn die lexikalische Semantik bzw. die Verflechtung von Grammatik und lexikalischer Semantik außer acht gelassen wird. An kontrastiven Beispielen deutsch/ungarisch wird eindrücklich demonstriert, welche methodische Flexibilität nötig ist, um die Komplexität der Verhältnisse nur schon in winzigen Subsystemen der Sprachen vergleichend zu erfassen.

Viele Linguisten werden die Schlußfolgerungen unterschreiben wollen, die Juhász aus der Gegenüberstellung von *naivem* und wissenschaftlichem Sprachvergleich zieht: daß ein wissenschaftlich und sprachtheoretisch fundierter Vergleich nicht in jeder Hinsicht auch für die Anwendung in der Praxis (Lexikographie, Übersetzung, Fremdsprachenunterricht) relevant ist, und daß umgekehrt „naive“ Einsichten in hohem Maße praktisch verwertbar sein können, ohne daß sie voll in eine konsistente linguistische Theorie integrierbar wären.

Ein Thema, das für die Linguistik von ebenso großem Interesse ist wie für die Literaturwissenschaft, behandelt V. Žmegač (Zagreb), wenn er „sprachliche Tabus und literarische Normen“ in ihrer historischen und gesellschaftlichen Einbettung diskutiert. An einer Fülle von Beispielen aus Literatur und anderen Funktiolekten (z. B. fachsprachlichen Texten der Psychiatrie oder verschiedenen Auflagen des Rechtschreibedudens) demonstriert er, wie eng der Sprachgebrauch verflochten ist mit den allgemeinen Verhaltensregeln des jeweiligen Zeitalters, welch nuancierte Effekte z. B. der Wiener Psychiater Krafft-Ebing erzielt, wenn er in seiner „*Psychopathia sexualis*“ bei der Beschreibung sexueller Perversionen nicht nur in Fachjargon, sondern in eine andere Sprache – das Latein – ausweicht. Im Rückblick auf die europäische Literaturgeschichte erscheint die Ästhetik des Häßlichen und des Obszönen lange Zeit als Frage der Gattung: die niederen Gattungen als Reservate, in denen der Lust am Obszönen ungefragt nachgegeben werden kann. Die Enttabuisierung des Obszönen vollzieht sich im 19. und 20. Jh. in sehr verschiedenen Phasen und durchaus nicht immer dort, wo man es von der allgemeinen Physiognomie einer literarischen Periode her erwartet. Sehr differenziert kommentierte Žmegač z. B. die Befunde, daß Emma Bovarys Sinnlichkeit auf die Formel „sie gab sich ihm hin“ reduziert wird oder daß der große Einbruch des Obszönen gerade in der Lyrik (Baudelaire, Benn) erfolgte, oder das auf den ersten Blick (und im historischen Rückblick) merkwürdige Phänomen, daß – außerhalb eigentlicher Pornographie – auch heute, nach gründlicher Erledigung sexueller Tabus, Obszönes vorwiegend in künstlerisch ambitionierter Literatur erscheint, während der Trivialroman sich als sehr resistent erweist. Schließlich stellt Žmegač das Tabu des Obszönen in den Kontext anderer Tabus, z. B. der politischen, und weist gemeinsame Züge dieser Art von Sprachverwendung auf.

I. Rosengren (Lund) greift mit ihrem Referat in die aktuelle Diskussion der pragmatisch orientierten Linguistik ein, wie sie vor allem in der BRD derzeit die germanistische Szene dominiert. Und sie macht, auf der Basis in Schweden erstellter Textkorpora zur deutschen Gegenwartssprache, durchaus eigenständige Vorschläge zur Frage, auf welche Weise die pragmatische und die sprachliche Kompetenz im Kommunikationsprozeß zusammenwirken. Interessant ist vor allem die Beschreibung des Verhältnisses von „Einstellungsbekundungen“ (z. B. wissen, mögen, wollen) und Sprachhandlungen, das an den deklarativen und den interaktionalen Sprachhandlungen demonstriert wird, und der Konsequenzen für die Interpretation der dt. Modalverben. Prägend für das interaktionale System sind die Faktoren Wille/Wunsch des Senders bzw. Empfängers (daß die Handlung/Sprachhandlung ausgeführt wird) und die Kompetenz zur Entscheidung darüber, daß die Handlung ausgeführt wird. Rosengren gelangt zum Ergebnis, daß die deutschen Modalverben aus pragmatischer Sicht ein System bilden, freilich ein weder geschlossenes noch lückenloses. An einem

Ausschnitt aus Ingmar Bergmans „Szenen einer Ehe“ exemplifiziert sie schließlich einige Probleme des Übersetzens, die aus den unterschiedlich strukturierten Modalverbssystemen des Schwedischen, Deutschen und Englischen resultieren.

Die thematischen Bereiche, die durch die Plenumsvorträge berührt wurden, deckten sich aber nur teilweise mit den Schwerpunkten des in den einzelnen Sektionen Gebotenen. Diese Schwerpunkte waren: Deutsch als Fremdsprache und Sprachvergleich, historische Sprachwissenschaft, Beziehungen zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft. Bevor wir versuchen, eine Übersicht über die Referate dieser Bereiche zu geben, seien zunächst die Gebiete oder Methoden genannt, die auffallend wenig vertreten waren:

Nur gelegentlich erscheinen Beiträge, die mit dem Modell der generativen Grammatik (bzw. den Nachfolgemodellen) operieren – diese Beobachtung würde in etwas weniger deutlichem Maße wohl auch für andere Kongresse der jüngsten Zeit gelten.

Als vorsichtiger Versuch, Konstituentenstrukturregeln für einige Typen der deutschen Wortbildung zu formulieren, sei der Beitrag von A. Z. Bzdega (Poznań) erwähnt. Auch K. Welke (Berlin) über „Einheit und Widersprüchlichkeit der grammatischen und semantischen Struktur von Sätzen im Deutschen“ und W. Ploeger (Helsinki) über „Mehrdeutige Sätze“ bewegen sich im Rahmen der Weiterentwicklungen der generativen Theorie. Als Kritik an den an Chomsky/Halle anschließenden Versuchen, das deutsche Ablautsystem morphologisch zu beschreiben, versteht sich der Text von M. Durrell (Manchester), der für eine morpholexikalische Lösung plädiert. Insgesamt hat man den Eindruck, daß man sich für die Lösung grammatischer Probleme von umfassenden linguistischen Modellen nicht mehr viel verspricht.

Auffallend wenig wird aber auch mit dem sprechakttheoretischen Ansatz gearbeitet, wenn man den Plenumsvortrag von I. Rosengren und eine sprachvergleichende Studie (s. u.) einmal ausnimmt. Allgemeiner pragmatisch orientierte Referate – wie diejenigen zum Thema Sprache und Literatur (s. u.) – verbleiben weitgehend im Programmatischen.

Gesprächsanalyse erscheint nur in einem Beitrag von F. Hundsnurscher (Münster), der die konversationsanalytische mit der dialoggrammatischen Methode konfrontiert, wobei er für letztere die Priorität beansprucht. Erst wenn eine Grammatik des „wohlgeformten Dialogs“ erstellt sei, könne man komplexe sprachliche Interaktionen (wie Kleingruppengespräche) adäquat erfassen.

Noch weniger zur Geltung kommen psycholinguistische Aspekte (Ausnahmen: G. Kolde, Genf, zum Bilingualismus, s. u., und H. Burger, Zürich, zum Spracherwerb von Phraseologismen). Die einzige der „Bindestrich-Linguistiken“, die einen breiteren Raum einnimmt, ist die Soziolinguistik, und diese auch vorwiegend unter historischen Aspekten (s. u.).

Nun zu den stärker vertretenen Bereichen im einzelnen:

1. Einen selbstverständlichen Schwerpunkt der Auslandsgermanistik – und neuerdings wächst auch im Sprachinland das Interesse für diese Thematik – bilden Probleme des Deutschen als Fremdsprache und damit auch sprachkontrastive Fragen; für die an das Sprachinland angrenzenden Gebiete sind zudem Probleme des Sprachkontakts und der Mehrsprachigkeit besonders von Belang.

Mit der gegenüber dem Sprachinland andersartigen Situation der Germanisten im Sprachausland befassen sich einige Beiträge. E. Th. Rosenthal (São Paulo) formuliert aus der Sicht der brasilianischen Germanistik die besonderen Bedingungen hinsichtlich Institutionen, Adressaten, Lehrpersonal und Ausbildungszielen. Die für den Anfängerunterricht besonders wichtige Frage des „grammatischen Minimums“ (das grammatische Pendant zum „Grundwortschatz“, dem lexikalischen Minimum) diskutiert P. Chmiel (Katowice). Er gelangt aufgrund einer in Polen durchgeführten Korpus-Untersuchung über die Frequenz der Tempora im Gegenwartsdeutsch zu einer Kritik der derzeit gebräuchlichsten Deutsch-Lehrbücher. Einzelfragen der kontrastiven Grammatiken behandeln Z. Masařík, Brno (Modalität im Deutschen und Tschechischen) und P. Mrazović, Novi Sad (Korrelate im deutschen und serbokroatischen Satz). Einen interessanten Versuch einer auf kommunika-

tive Parameter zielenden Kontrastierung Deutsch-Niederländisch bietet N. Voorwinden (Leiden), der anhand von deutschen und niederländischen Fernsehdiskussionen zeigen kann, wie bestimmte sprachliche Erscheinungen, die sich strukturell in den beiden Sprachen wenig unterscheiden, hinsichtlich ihres attitudinellen Wertes verschieden eingeschätzt werden (Anredeformen, einige Modalverben). Das wirft neues Licht auf die in jüngster Zeit in der Öffentlichkeit diskutierten Fälle von Mißverständnissen im Bereich politischer Sprache, wenn etwa deutsche Politiker sich über die „freche“ Redeweise niederländischer Journalisten beklagen, die den Niederländern selbst gar nicht als „frech“ aufgefallen war. Es zeigt auch, daß kontrastive Sprachbetrachtung selbst bei sehr nahe verwandten Sprachen unvermutete Kontraste aufzudecken vermag.

Ebenfalls das Deutsche und Niederländische betrifft eine Untersuchung von A. H. Touber (Amsterdam), der sich mit Interferenzen im Niederländisch solcher Sprecher befaßt, die in den Niederlanden leben und in der Praxis Niederländisch gelernt haben. Touber berichtet über einen Beurteilungstest, der teils korrekte, teils fehlerhafte niederländische Sätze betrifft. Die Frage, warum die Vpn viele falsche Sätze als richtig und wenig richtige Sätze als falsch empfinden, führt zu wohlbegründeten psycholinguistischen Vermutungen über die Einstellung der Vpn zu bestimmten grammatischen Erscheinungen (z. B. die Konsequenzen aus der Tatsache, daß die moderne niederländische Schriftsprache stärker als die deutsche Schriftsprache Elemente der gesprochenen Sprache toleriert und integriert).

Vor allem die diffizilen methodischen Probleme, die sich bei der Messung von Mehrsprachigkeit ergeben, diskutiert G. Kolde (Genf) in bezug auf eine vergleichende Untersuchung, die er zum Verhältnis von Diglossie (Hochdeutsch und Mundart bei den Deutschsprachigen) und Zweisprachigkeit in den beiden Schweizer Städten Biel und Freiburg durchgeführt hat. (Die beiden Städte liegen an der deutsch-französischen Sprachgrenze und müssen als „gemischtsprachig“ gelten, d. h. die Bevölkerung gliedert sich in zwei Sprachgruppen mit je verschiedener Hauptsprache.) Die Ergebnisse der Studie legen nahe, daß mit Methoden der empirischen Sozialforschung durchaus sinnvolle Resultate in der Mehrsprachigkeitsforschung erzielt werden können.

Beiträge zur Sprachinselforschung bieten D. Hooge (Grosny) – zum slavischen Sprachgut im niederdeutschen Dialekt des Dorfes Kant (Kirgisische Autonome Sowjetrepublik) – und Ch. V. J. Russ (York), der sich mit Konservatismus und Innovation in der Walsermundart des Tessiner Dorfes Bosco Gurin befaßt.

Einige Beiträge betreffen auch historische Probleme dieses thematischen Bereichs. Z. B. gibt E. Marold (Saarbrücken) eine Deutung der skandinavisch-deutschen Sprachbeziehungen im Mittelalter, die ihre Kategorien aus der modernen Mehrsprachigkeitsforschung bezieht. Dadurch gelangt sie zu einer Ablehnung der Hypothese, es habe in den skandinavischen Ländern etwas wie eine „Mischsprache“ im Sinne einer (dritten) Verständigungssprache gegeben, statt dessen nimmt sie „Kontinua“ an, die durch verschiedenen Grad an Interferenzen gekennzeichnet sind, wobei das dominierende Mittelniederdeutsche (bzw. die sozial dominierenden Sprecher des Mnd.!) fähig war, die Interferenzen zu kontrollieren, während die skandinavischen Sprachen sie eher integrierten. K. Kostić (Novi Sad) schildert die Rolle, die das Deutsche bei den Serben und Kroaten im 18. Jh. spielte. Eine kontrastive Studie von J. Pudić (Beograd) ist der absoluten Dativkonstruktion im Gotischen und im Altkirchenslawischen als Wiedergabe der griechischen Genitivkonstruktion gewidmet.

2. Eine auffallend harmonisierende Tendenz wird im Grenzbereich Linguistik – Literaturwissenschaft sichtbar. Im Grunde sind sich alle einig, daß die Disziplinen – bezogen auf literarische Sprache – entweder von vornherein nicht sinnvoll trennbar sind oder aber – mit Vorteil für beide – aufeinander zuarbeiten sollen. Es sind allerdings mehrheitlich Linguisten, die den ersten Schritt auf die Literaturwissenschaft hin tun. Diese Feststellung hat auch E. Hess-Lüttich bei der Herausgabe einer Aufsatzsammlung unter dem Titel „Literatur und Konversation“ (Wiesbaden 1980) gemacht, wo er im Vorwort hinweist auf „die überraschend einhellige Zustimmung einschlägig interessierter Wissenschaftler außerhalb der Literaturwissenschaft im engeren Sinne (in der solche Aufgaben begrüßt, aber noch nicht selbst in Angriff genommen wurden)“.

(1) Von einem übergreifenden theoretischen Ansatz her wird ein integrales linguistisch-literaturwissenschaftliches Modell zur Beschreibung literarischer Objekte vorgeschlagen: J. Landwehr (Mannheim) „Eingestaltete Kommunikation“ stellt sein Konzept unter den traditionellen Titel der „Poetik“, diese aber verstanden als Textwissenschaft, die literarische Texte als Produkte sprachästhetischen Handelns begreift. Ohne Exemplifizierung an literarischen Objekten bleibt ein solches Konzept vorerst – wie so viele vorher – Postulat.

E. Hess-Lüttich (Bonn) geht aus von der Beobachtung, daß auf institutioneller Ebene die anfangs der 70er Jahre angestrebte Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft nicht mehr unumstritten ist, ja daß sogar eine Re-Integration gefordert wird (so auf dem Germanistentag in Regensburg 1977). Er geht den Bedingungen und Voraussetzungen nach, unter denen eine neue integrative philologische Disziplin (gleichfalls unter dem Titel „Textwissenschaft“) ihren integrativen Anspruch einzulösen vermöchte, und skizziert drei wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungen, die einen „Paradigmawechsel“ der germanistischen Philologie andeuten (Neukonzeption des Begriffs „Verstehen“ vor allem durch Einbezug soziologischer und semiotischer Überlegungen, die Pragmatisierung philologischer Fragestellungen, das zunehmende Interesse an Dialoganalyse).

Von integrativen Versuchen dieser Art sich bewußt und polemisch absetzend, sieht H. Arntzen (Münster) das Integrative einer Wissenschaft, die sich mit Literatur befaßt, in der „Sprachlichkeit“ der Literatur, im Rückgriff z. B. auf Hamanns Satz von der „Poesie als Muttersprache des menschlichen Geschlechts“, auf Schleiermacher und auch die klassische Ästhetik. Literatur wird verstanden nicht als Sonderfall des Systems Sprache (somit auch nicht als Gegenstand irgendwelcher linguistischer oder kommunikationstheoretischer Disziplinen), sondern im Gegenteil als uneingeschränkte Totalität der Sprache, während alle anderen Verwendungsweisen von Sprache reduktionistischen Charakter haben. Diese Totalität der Sprache ist aber nur möglich als „Schein“ (womit die alte Lehre vom „ästhetischen Schein“ unter neuen Vorzeichen reaktualisiert wird), und somit ist Wissenschaft von Literatur „Erkenntnis eines Universellen als Schein“. Aus dieser Perspektive sieht Arntzen Literatur seit dem 18. Jh. in Opposition zur Sprache der Medien, des Journalismus („Jeder Satz ernsthafter Literatur ist ein Antidotum gegen die schleichende Bewußtseinszerstörung durch Struktur und Quantität von Information und Meinung“).

W. Koller (Bergen) sieht die Einheit von Literaturwissenschaft und Linguistik in der Übersetzungstheorie bzw. der Übersetzungskritik gegeben: „Gerade die Übersetzungskritik macht deutlich, daß es keine ‚rein‘ sprachwissenschaftlich oder ‚rein‘ literaturwissenschaftlich orientierte Beschäftigung mit literarischen Texten und deren Übersetzungen geben kann.“

Für H. Brinkmann (Münster) sind es Kategorien der Semiotik, die eine integrale Betrachtung von Literatur ermöglichen sollen, auch von Literatur historischer Epochen, wie er es an einer Parzival-Stelle demonstriert.

(2) Literarische und linguistische Methoden werden ergänzend oder kontrastiv auf den gleichen Gegenstand angewendet: Inwieweit und unter welchen Bedingungen dabei eine Kooperation von Literatur- und Sprachwissenschaft möglich ist, wird von H. G. Werner (Halle-Wittenberg) aus methodologischer Perspektive reflektiert.

M. Burkhard (Illinois, Urbana) und I. Rauch (Berkeley) legen zwei Gedichtinterpretationen zu R. Walsers „Van Gogh“ vor, wovon die eine sich als linguistisch, die andere als literaturwissenschaftlich versteht.

(3) Weit aus am häufigsten besteht die Aufhebung der Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft darin, daß jede der beiden Disziplinen von ihren traditionellen Positionen ausgeht, aber vom Boden ihrer Methodik aus eine Annäherung an die jeweils andere Wissenschaft versucht. Für die Sprachwissenschaft bedeutet dies, daß sie versucht, Methoden, die auf Sprache überhaupt anwendbar sind, soweit möglich auch auf das Objekt Literatur anzuwenden. Für die Literaturwissenschaft: daß sie Linguistik und linguistisches Instrumentarium im Sinne einer Hilfswissenschaft bezieht.

Als Linguist verfährt so G. Michel (Potsdam), der die Möglichkeiten einer funktional-stilistischen Betrachtung von Literatur diskutiert, wobei er sich auf seine eigene Weiterentwicklung der Konzepte der Prager Schule abstützen kann. R. Thieberger (Nice) sieht gleichfalls die „Stilistik“ (verstanden als linguistische Disziplin, die die semantischen Konsequenzen sprachlicher Techniken studiert) als den Zweig der Linguistik, der einen „Brückenschlag“ zur Literaturwissenschaft ermöglichen soll.

In vielen Vorträgen wird literarisches Material mit Hilfe einer linguistischen Fragestellung abgesehen: J. Thuncke (Nottigham) geht dem in seinen Augen verfehlten Versuch Raabes nach, in „Christoph Pechlin“ Angelsachsen vorzuführen, die z. T. englisch, z. T. deutsch sprechen, ohne daß Raabe die erzähltechnischen Probleme ausreichend erwogen hätte, die sich bei der Integrierung von englischem Originaltext und deutscher Übersetzung ergeben. W. Gebhard (Bayreuth) befaßt sich unter dem Titel „Philosophie auf Gänsefüßchen“ mit dem Gebrauch des Apostrophs in der Sprache Nietzsches. M. Adams (Melbourne) hat den frühexpressionistischen Sprachgebrauch studiert und Textstellen gesammelt, die Wörter wie *Volk*, *Masse*, *Pöbel* enthalten.

V. Ehrlich-Haefeli (Genf) untersucht Funktionsweisen der Negation bei Kafka, R. Pichl (Wien) die Namen in Ingeborg Bachmanns „Simultan“-Zyklus, O. Brückl (Durban) den Wegbildkomplex bei W. von der Vogelweide.

Besonders produktiv wird die Annäherung von Literatur- und Sprachwissenschaft dann, wenn auch die Ergebnisse linguistisch-literaturwissenschaftlichen Status haben und nicht lediglich literarisches Beispielmateriale für eine linguistische Methode oder Theorie sind, wenn ferner die Resultate nicht nur linguistisch formuliert, sondern auch in der Substanz neu sind im Vergleich zu herkömmlichen literaturwissenschaftlichen Befunden.

So sind J. Goheens (Ottawa) Überlegungen nicht mehr als nur linguistisch oder nur literarisch zu bezeichnen: Sie verweist auf eine Lücke in der pragmatischen Beschreibung des Tempusgebrauchs im Deutschen, die damit zu tun habe, daß die Lyrik bisher nicht beachtet worden sei. Sie möchte mit der Beschreibung stilistischer Eigenheiten von repräsentativen Beispielen mhd. Lyrik Muster lyrischen Sprechens zeigen, „dem das Präteritum zum Festhalten höchst lyrischer Momente dient“. Das bedeutet, daß neben dem sog. „epischen“ Präteritum im fiktiven Bereich und dem des Berichts in nichtfiktiven Texten ein „lyrisches“ Präteritum „im Spiele der Sprache“ ist, das der „Erinnerung als Geste mhd. Lyrik“ dient.

Auch Birgit Stolz (Stockholm) Untersuchung zu den Erzählstrukturen der Bibel und der Problematik ihrer Übersetzung hat sowohl von den Überlegungen als auch den Ergebnissen her einen literarisch-linguistischen Doppelstatus.

3. Beiträge zur Sprachgeschichte, der dritte Schwerpunkt des Kongresses, finden sich – außer in der eigentlich sprachhistorischen Sektion – verstreut durch alle thematischen Bereiche. Einerseits handelt es sich um eher methodisch-theoretische Reflexionen zu den „klassischen“ Fragenkomplexen der deutschen Sprachgeschichte, andererseits um Beiträge zu verstreuten Einzelproblemen.

Zur ersten Gruppe gehören die Überlegungen von P. Wiesinger (Wien), der aus den gegenwärtigen dialektgeographischen Verhältnissen auf sprachsoziologische Verhältnisse des mittelalterlichen Deutsch zurückzuschließen versucht. Er macht – an Beispielen aus dem bayrisch-österreichischen Raum – wahrscheinlich, daß die Dialektgeographie Indizien für die Sprachschichten dieser Epoche zu vermitteln vermag, insbesondere für die Beschaffenheit der bislang als unzugänglich geltenden mittelalterlichen „Herrensprache“, der Umgangssprache der Oberschicht.

Gleichfalls hierher zu stellen sind die Beiträge von R. Große (Leipzig) zu soziolinguistischen Grundlagen des Meißnischen Deutsch und E. Skálas (Prag) Thesen zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. R. Große will bei der Beurteilung der sprachgeschichtlichen Situation nicht mehr die Vorrangstellung einer Landschaft herausstellen, sondern die Einordnung in ein angemessenes soziolinguistisches Gesamtbild der sprachgeschichtlichen Entwicklung. E. Skála geht davon aus, daß es nach wie vor zu entscheiden bleibt, welche sprachlichen Prozesse und Merkmale und warum gerade sie als neuhoch-

deutsch gelten können und müssen und in welchem Zusammenhang zueinander sie stehen. Er führt aus, daß die traditionellen Vorstellungen von der dominierenden Rolle des ostmitteldeutschen Siedlungsraumes von der Grundlagenforschung der letzten zwanzig Jahre ins Wanken gebracht worden seien, und schließt mit der These, das Neuhochdeutsche sei in seinem Grundgerüst südostdeutsch-ostfränkisch-ostmitteldeutsch.

In Anknüpfung an die lange Tradition, die die Beschäftigung mit der Geschichte (auch) der deutschen Literatursprache in der Sowjetunion hat, und unter Bezug sozial- und kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte diskutiert N. Semenjuk (Moskau) das Periodisierungsproblem des Übergangs vom Frühhd. zum Nhd., wobei sie die Physiognomie des 17. Jhs. als einer Übergangsepoche mit deutlich abgrenzbaren Merkmalen beschreibt.

Beachtenswert ist an all diesen Beiträgen zu Grundlagenproblemen der Historiographie des Deutschen, wie stark sprachsoziologische Kriterien in den Vordergrund rücken und wie sehr sich dadurch unsere Vorstellungen von älteren Epochen der Sprache in ein vieldimensionales System von Varietäten und Funktiolekten ausdifferenzieren.

In einem anderen Sinne soziologisch orientiert ist der wissenschaftsgeschichtliche Beitrag von W. Neumann (Berlin), der den Übergang von der Grammatik des 18. Jhs. zur historischen Sprachwissenschaft in den Rahmen der marxistischen Geschichtstheorie einordnet und insbesondere die Rolle Jacob Grimms unter diesen Vorzeichen neu zu deuten sucht.

In den Einzeluntersuchungen dominieren lexikalische Themen – neben wenigen Vorträgen zur Phonologie, Morphologie und Syntax (W. van Lessen Klöke, Nijmegen, „Lauttheorie und Markiertheit“, H. Penzl, Berkeley, „Zur Typologie des morphologischen Wandels“, K. P. Wegera, Bonn, „Zur Entwicklung des substantivischen Numerus des Frühneuhochdeutschen“). Über eine korpusorientierte Untersuchung zu einer wichtigen Einzelfrage im Bereich der Entstehung der Schriftsprache referiert F. Hartweg (Paris): er vergleicht die Lexik eines literarischen Texts (Brants Narrenschiff) mit der eines zentralen Wörterbuchs der Zeit (Dasypodius) und erörtert daran die Frage, ob Dasypodius dazu beigetragen habe, die alemannische Schreiblandschaft stärker in die entstehende Schriftsprache einzubinden. G. Must (Indiana) befaßt sich mit dem altalemannischen Wort *kiscat*. Auf den zwei letzten Blättern des Codex Sangallensis 911 in der Stiftsbibliothek in St. Gallen befindet sich eine alemannische Paternoster- und Credo-Übersetzung aus dem 8. Jh., die im ersten Artikel das Wort *kiscat* enthält. Must schlägt vor, mit etwas abenteuerlichem Rückgriff auf Lautgesetze des Irischen, den lexikalischen „Waisenknaben“ weder als Schreib- noch als Übersetzungsfehler zu betrachten, sondern als alemannisches Partizip *kiskaffant* ‚Schöpfer‘, das „im Munde der irischen Missionare“ zu *kiscat* wurde. S. Kishitani (Tokio) versucht, anknüpfend an Ideen H. Brinkmanns, eine neue Interpretation der mhd. Konstruktionen vom Typ *mir wirt des buoz*, wo die im Dativ genannte Person nicht als „Verursacher“ einer Aktion erscheint, sondern als „Empfänger“ eines Vorgangs. Es wird vorgeschlagen, das mhd. System der Diathesen – das zu einseitig von der heutigen Opposition Aktiv-Passiv her gesehen sei – im Blick auf diese Konstruktionen zu revidieren.

Mit der sprachlichen und politischen Wirkungsgeschichte von Kernbegriffen der Aufklärung – Freiheit, Gleichheit, Volkswille, Toleranz –, die von den Gegnern der französischen Revolution als semantisch-rhetorische Mittel zur Durchsetzung revolutionärer Ideen diskreditiert wurden, befaßt sich H. W. Jäger (Bremen). An Beispielen aus der österreichischen Rechtsgeschichte und an aktuellen österreichischen Gesetzestexten zeigt F. V. Spechtler (Salzburg), daß eine synchrone Analyse von Rechtstexten ohne Berücksichtigung der (juristischen und sprachlichen) historischen Hintergründe unergiebig bleibt, daß die Schwerfälligkeit (für Laien und Fachleute!) der heutigen juristischen Sprache auf einer Fossilierung älterer sprachlicher Usancen beruht und daß es eine dringliche Aufgabe der Linguistik wäre, den betreffenden Instanzen Hilfe anzubieten bei der zeitgemäßen Formulierung bzw. Reformulierung solcher Texte.

(4) Auffällig – wenn auch im Rahmen der nicht nur im Deutschen und nicht nur in der Sprache zu beobachtenden Tendenzen zur Regionalisierung durchaus erklärbar – ist das Interesse auch der Auslandgermanisten an Problemen des Dialektes. Wenn man will, kann man Dialektologie als einen weiteren Schwerpunkt des Kongresses betrachten, mit sehr

engen Beziehungen zu den übrigen Themenbereichen. Auf die Arbeiten, die aus der Problematik des Sprachkontakts oder der Sprachinseln mit Dialekten zu tun haben, wurde bereits verwiesen. Ein anderer für Linguistik wie Literaturwissenschaft gleich relevanter Aspekt ist die Mundartliteratur. Ihre Affinität zu ökologischen (Atomkraftwerke!) Themen stellt Peter Pabisch (New Mexico) dar, und A. Finck (Straßburg) charakterisiert die neue elsässische Mundartliteratur als „Protestdichtung“, die sich gegen den zentralisierten französischen Nationalstaat ebenso wie gegen die Nachwirkungen der deutschmädelnden Volkstum-Ideologie richtet. G. Koß (Regensburg) geht den Fragen nach, die sich bei der Behandlung von Mundartliteratur im Deutschunterricht stellen, und berichtet über einschlägige Schulversuche. Sehr anregend im Zusammenhang mit dem (psycholinguistischen) Problem der Verschriftlichung von Sprache sind die Überlegungen von U. Bichel (Kiel): er schildert – an Beispielen aus dem Niederdeutschen – die „paradoxe Situation“ des Mundartschriftstellers, der einerseits möglichst nahe am Gesprochenen, Gehörten, bleiben will, andererseits durch die Ansprüche des graphisch-literarischen Mediums den Standardisierungsprozessen nicht entgehen kann, die für geschriebene Sprache aufgrund ihrer kommunikativen Bedingungen charakteristisch sind.

Die interdisziplinären Aspekte der gegenwärtigen Dialektologie zeigt F. Hoffmann (Luxembourg) auf, wobei er insbesondere auf die Adaptionmöglichkeiten dialektologischer Untersuchungen im Bereich der Sozialtherapie und des Schulunterrichts verweist.

Adresse der Verfasser: Prof. Dr. Harald Burger, Dr. Annelies Buhofer, Deutsches Seminar der Universität Zürich, Linguistische Abteilung, CH-8028 Zürich

JÜRGEN MACHA/KLAUS J. MATTHEIER

MEHRSPRACHIGKEIT IN DER STADTREGION

Bericht über die Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim 11.–13. 3. 1981

Das Generalthema der diesjährigen Frühjahrstagung gliederte sich in drei große Unterbereiche, die als „Sprachvariation im Deutschen“, „Mehrsprachigkeit aufgrund von Migrationen“ und „Mehrsprachigkeit aufgrund ethnischer/politischer Grenzen“ gekennzeichnet waren.

In einem ausführlichen Einleitungsreferat beschäftigten sich Brigitte Schlieben-Lange (Frankfurt) und Norbert Dittmar (Berlin) allgemein mit Fragen und Problemen der Forschung zur Mehrsprachigkeit. Im ersten Teil ihrer Ausführungen gaben sie einen Überblick über die gegenwärtigen Forschungsansätze. Zwei Bereiche lassen sich hier unterscheiden, die in den vergangenen zwanzig Jahren eigenständige Forschungstraditionen entwickelt haben, die amerikanischen ‚urban language studies‘ und die dialektologisch ausgerichtete romanische Ortssprachenforschung. Die amerikanische Forschungsrichtung ist geprägt durch die systematische Adaptation des Methodenkanons und z. T. auch des Theorierahmens der empirischen Sozialforschung. Hauptgegenstände der Forschung innerhalb der amerikanischen Stadt waren einerseits die soziale Schichtung der Verwendung verschiedener Sprachvarietäten und andererseits die Erfassung sprachsoziologischer Probleme, die durch den Zusammenprall verschiedener Ethnien und Einwanderergruppen in den urbanen Zentren entstehen. Obgleich ursprünglich als rein statische Untersuchungen angelegt, führten die Ergebnisse der ‚urban language studies‘ zu einer Dynamisierung des Forschungsansatzes in dem Maße, in dem die sich wandelnden Einstellungssysteme und die historischen Entwicklungsbedingungen der städtischen Sprachgemeinschaften mit in die Untersuchung einbezogen werden mußten.

Die romanische Ortssprachenforschung entwickelte sich schon früher und völlig unabhängig von den amerikanischen Entwicklungen aus einem, im Gegensatz zur sprachraumbezogenen deutschen Dialektgeographie mehr ortsbezogenen, dialektgeographischen Ansatz. Zentren der Forschung sind Barcelona und die katalanische Sprache, verschiedene norditalienische Regionen (Venedig, Südtirol, Piemont) und lateinamerikanische Länder wie etwa Peru. In fast allen romanischen Untersuchungen ist die Historizität des Forschungsgegenstandes ‚Ortsgemeinschaft‘ von vorne herein mit in das Konzept integriert. Sprachwandelprozesse interessieren hier mehr als die statische Erfassung von Varietätenverteilungen. Auch wird anders als in den standardsprache-orientierten amerikanischen Untersuchungen das Dialekt-Standardsprache-Kontinuum unmittelbar in die Untersuchungen mit einbezogen. Ein Ergebnis der Forschungen dieser Richtung war ähnlich wie in den USA eine verstärkte Hinwendung zu den Meinungs- und Einstellungsstrukturen, die die variable Sprachverwendung und die Sprachveränderungsprozesse steuern.

Sprachwertssysteme und Historizität des Forschungsobjektes ‚Stadt‘ sind die beiden Ansatzpunkte für die Stadtsprachenforschung der letzten Jahre. Einmal bemüht man sich, Beschreibungs- und Erklärungsmodelle der Soziologie und der Erforschung sozialen Wandels auf ihre Aussagefähigkeit für sprachliche Veränderungsprozesse hin zu prüfen. Stadtentwicklungsmodelle, aber auch allgemeine Modernisierungsthesen werden hier herangezogen. Zum andern sucht man gesellschaftliche Probleme, die sich aus der Mehrsprachigkeit oder der Verbreitung verschiedener Varietätenspektren in Ortsgemeinschaften ergeben, zu beschreiben und die den Sprachverwendungen zugrundeliegenden Wertssysteme zu erfassen. Neben diesen beiden Schwerpunkten ergibt sich für die Beschreibung von Ortssprachen-Varietätensystemen das methodische Problem der angemessenen Repräsentation der Varia-

bilität in den Untersuchungen. Hier sind in den letzten Jahren im Bereich der Varietätengrammatiken und der Variablenregeln/Implikationsskalen mehrere Ansätze gemacht worden, um heterogene Sprachsysteme beschreibbar zu machen.

Zum Abschluß ihrer Skizze des Forschungsstandes formulierten Schlieben-Lange und Dittmar einige Prämissen für künftige Stadtsprachenuntersuchungen, die sich deutlich an ethnomethodologisch-interaktionistischen Forschungsinteressen orientieren:

Erstens soll der Kontext des gesellschaftlichen Handelns, soweit es mit und durch Sprache begründet wird, bei der Konzipierung des Untersuchungsdesigns berücksichtigt werden. Dabei ist nicht nur das Sprachhandeln innerhalb der Untersuchungsgruppe, sondern auch sprachliches und soziales Handeln der Wissenschaftler im Untersuchungsort gemeint, das etwa bei der Konstituierung von für Ortsgemeinschaft relevanten Untersuchungseinheiten wie ‚Dialekt‘ von Bedeutung ist.

Zweitens sollten die Zielsetzungen von Ortssprachenanalysen weiter gefaßt werden. Es sollten Polyglossie-Profile erarbeitet werden, Verbreitung und Prestige der grundständigen Varietät sollten beschrieben werden. Daneben sollten aber auch Aspekte wie die sprachliche Symbolik von Situationsdefinitionen, wie die Wechselbeziehung zwischen Diskurstypen und Kommunikationssituationen und die Einstellung der Sprecher zu verschiedenen Interaktionsformen erfaßt werden.

Drittens schließlich sollte sich das Untersuchungsdesign auf reale und funktionierende Interaktionsnetzwerke konzentrieren und Repräsentativitätsansprüche aufgeben. Diese Forderungen können nur erfüllt werden, wenn die bisherigen Forschungsmethoden der empirischen Sozialforschung ergänzt und bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden durch ethnomethodologische und interaktionsanalytische Methoden.

Klaus J. Mattheier (Heidelberg) versuchte in seinem Vortrag ‚Urbanisierung und Sprachgebrauch. Sprachveränderungen in kleinen Gemeinden im Einzugsbereich großer Städte‘ die gegenwärtigen und historischen Beziehungen zwischen städtischen Agglomerationen und den umgebenden ländlichen Bezirken in einen allgemeinen theoretischen Zusammenhang zu bringen. Der für die Beziehung zwischen diesen beiden Regionen zentrale Begriff ist der Urbanisierungsbegriff. Urbanisierung wird dabei gefaßt als die Übernahme stadtorientierter Normensysteme und Verhaltensweisen auch im sprachlichen Bereich in ländlichen Regionen, besonders im Umfeld der Städte. Der Urbanisierungsprozeß wurde dargestellt als eine Phase eines schon seit der frühen Neuzeit andauernden Modernisierungsprozesses der deutschen Gesellschaft. Innerhalb der sprachlichen Beziehungen zwischen Stadt und Land wirkt sich der Urbanisierungsprozeß aus durch die langsame Verdrängung dialektal geprägter Varietäten durch standardsprachlich orientierte Sprachformen. Diese Entwicklung wird gesteuert durch die sozialen Situationen, in denen gesprochen wird, durch die sozialen Gruppen, die sprechen und übergreifend durch Veränderungen in den Sprachwertsystemen, die die Bereitschaft zur Übernahme von Neuerungen vorbereiten. Am Beispiel eines derartigen Veränderungsprozesses im Umfeld von Köln versuchte Mattheier, diese Steuerungsprozesse in Umrissen zu beschreiben. Dabei ergaben sich komplexe Operationalisierungsprobleme bei für sprachliche Entwicklungen dieser Art wahrscheinlich zentralen Phänomenen wie ‚Ortsloyalität‘ und ‚soziales Netzwerk‘. Außerdem wurde in der Diskussion deutlich, daß innerhalb des Untersuchungsfeldes ‚Stadt-Umland-Beziehungen‘ heute nicht nur die von den Städten ausgehenden Urbanisierungsprozesse eine Rolle spielen. Man wird in ein solches Modell auch andere Modernisierungsfaktoren, die direkt ohne städtische Vermittlung auf ländliche Gemeinschaften wirken, wie die Medien oder die staatlichen Verwaltungsinstitutionen mit einzubeziehen haben. Die Hinweise auf mehr subjektive Beschreibungsaspekte wie ‚Ortsloyalität‘, aber auch ‚Sprachbewertungssysteme‘, machen aber auch hier eine Entwicklung von den mehr statischen Beschreibungsmethoden der empirischen Sozialforschung zu mehr dynamischen Methoden der Ethnomethodologie erkennbar.

Hatte der Vortrag von Mattheier seine Thesen primär hinsichtlich eines (noch) ländlich geprägten Gebietes in der Nähe von Köln expliziert, so konzentrierten sich die Ausführungen ‚Zur Sprachvariation im Ruhrgebiet‘ von Udo Thies (Bochum) – ihre Grundlegung und

Formulierung war in Zusammenarbeit mit dem kurzfristig erkrankten Heinz H. Menge erfolgt – auf ein Areal, das, zumindest unter städtebaulichem Aspekt, als weitgehend „urbanisiert“ gelten kann. Unter der Zielsetzung, regionale und situative Sprachvarianten am Beispiel von Syntaxphänomenen nachzuweisen und einen empirischen Beitrag zur Erforschung des „Ruhrgebietsdeutsch“ zu leisten, wird in Bochum seit 1979 ein auf drei Jahre angelegtes Projekt durchgeführt.

Wenngleich Thies zum jetzigen Zeitpunkt noch keine Auswertungsergebnisse, geschweige denn abschließende Interpretationen vorlegen konnte, so hatten die Bemerkungen zur Wechselwirkung von Theorie und Erhebungsmethodik, die zugleich in aufrichtiger Weise über Wege und Umwege der konkreten Forschung informierten, beträchtliches Gewicht.

Einige Gesichtspunkte dieser problembewußten Erörterungen sollen hier in Erinnerung gebracht werden. So wandten sich Menge/Thies gegen eine, der eigentlichen Erhebung vorausgehende, „quasi-axiomatische“ Definition von relevanten Situationstypen, aufgrund derer dann Erhebungseinheiten konstruierbar wären, und tendierten statt dessen stärker zu einer Bestimmung von Segmenten, die aus konkreten Tagesabläufen abstrahiert werden sollen. In diesem Zusammenhang wurde auf Wagners Methode (vgl. Klaus R. Wagner: Die Sprache des Kindes. Bd. 1: Theorie und Analyse. Düsseldorf 1974) der Definition von Untersuchungseinheiten verwiesen, wobei allerdings zu bedenken ist, daß es sich dort um die Analyse *eines* Ideolektes handelt und daß die Anwendung dieses Verfahrens aus verschiedenen Gründen wohl vornehmlich der Einzelfallstudie vorbehalten bleiben muß. Auch Menge/Thies formulierten also das Dilemma, wie der Anspruch, relevante, möglichst natürliche Erhebungssituationen zugrunde zu legen, mit der Absicht zu vereinbaren sei, unter Bezug auf bestimmte Ähnlichkeiten der Situationen das Sprechen verschiedener Personen zu vergleichen. Der Versuch von Menge/Thies, dieses Problem unter Rückgriff auf die Labovsche Unterscheidung formell-informell zu lösen, befriedigt nur teilweise. Die Ausrichtung der Situationsdefinition an den beiden extremen Polen erscheint relativ willkürlich, zudem schleicht sich hier gewissermaßen durch die Hintertür das vorher abgelehnte, situationsdefinierende Klassifikationskriterium wieder ein. Noch ein zweiter Grund soll hier erwähnt werden: Außer unter Bezug auf die Unterscheidung „formell/informell“ bestimmten Menge/Thies die Art ihrer Untersuchungseinheit vor allem durch den Faktor ‚Thema‘. Aufgrund der bewußt herbeigeführten Eigenarten der Sprechergruppe (Kleingärtner/männlich/zwischen 40 und 60 Jahre alt) sehen sie ein gemeinsames thematisches „Basisinteresse“ für Fragen der spezifischen Freizeitbeschäftigung bei ihren Informanten vorliegen, das „fernab jeglicher unnatürlicher Interviewtechniken ‚quasi-natürliche‘ Gesprächsabläufe mit stetig wiederkehrenden Gesprächssequenzen und -folgen zu initiieren gestatte“ (Menge/Thies). Mit dieser Festlegung ist zwar auf einer hohen Abstraktionsebene ein durchaus sinnvolles tertium comparationis gewonnen, mit welchen thematischen Unterkategorien jedoch das vorliegende Sprachmaterial weiter aufgliedert und kontrastierbar gemacht werden soll, dazu mußten Menge/Thies die Antwort vorläufig noch weitgehend schuldig bleiben. Der relativ isoliert erscheinende Hinweis auf die Unterscheidung verschiedener Makrosyntagmen („Anrede“- , „Interjektions“- , „Satz“-Makrosyntagma) bei der Analyse zeigte, daß die genuin linguistische Auswertung des gewonnenen Sprachmaterials noch in der Anfangsphase steckt. Dennoch kann man bereits zum jetzigen Zeitpunkt gespannt darauf sein, welche Resultate der erste flächendeckend angelegte empirische Zugriff zeitigen wird, der sich dem Fragekreis des Ruhrgebietsdeutsch in umfassender und systematischer Weise gewidmet hat.

Dieter Stellmacher (Göttingen) berichtete in dem Vortrag ‚Zur Verwendung des Niederdeutschen heute. Ein Projekt der niederdeutschen Sprachwissenschaft‘ über ein groß angelegtes Unternehmen zur Erhebung der sozialen Zuordnung und der funktionalen Geltung des Niederdeutschen in den verschiedenen norddeutschen Regionen. In Zusammenarbeit mit einem Meinungsforschungsinstitut ist eine repräsentative Befragung über die Verbreitung des Niederdeutschen geplant. Ein Vortest von 88 Interviews in 17 Orten Niedersachsens wurde im Jahre 1979 von Interviewern des Meinungsforschungsinstituts unternommen. Dabei sollte besonders der Fragebogen getestet werden, der der sehr viel

umfangreicheren Hauptbefragung zugrunde liegen soll. Eine derartig umfangreiche Befragung über die Verbreitung von Sprachvarietäten ist in der Bundesrepublik Deutschland bisher noch nie in Angriff genommen worden.

Die ebenfalls über ein Meinungsforschungsinstitut erhobenen Ergebnisse des von Kurt Rein konzipierten Bayerischen Dialektzensus sind noch nicht publiziert. Vorarbeiten für eine zwar vom Umfang her kleinere, von der Intention her aber vergleichbare Erhebung laufen seit einiger Zeit für das Rheinland bis zur Nahe im Institut für Geschichtliche Landeskunde, Bonn. Zwei Hauptprobleme stellen sich bei derartigen Untersuchungen durchweg: Wie kann eine Beziehung zwischen den subjektiven Aussagen der Befragten über ihren Sprachgebrauch und dem wirklich praktizierten Sprachgebrauch hergestellt werden, wie kann man etwa herausfinden, was der Befragte eigentlich unter ‚Dialekt‘ versteht? und: Können solche komplexen Befragungen von dialektologisch-linguistischen Laien durchgeführt werden? Stellmacher geht bei seinem Unternehmen davon aus, daß derart umfangreiche und personalaufwendige Unternehmungen nicht von Dialektologen durchgeführt werden können. Zu dem gleichen Vorgehen hat sich auch Kurt Rein entschlossen. Es stellt sich jedoch die Frage, ob man die Interviewer von Meinungsforschungsinstituten nicht überfordert, wenn man von ihnen erwartet, differenzierte Antworten etwa auf Spracheinstellungsfragen angemessen zu bewerten und dann im Fragebogen zu verzeichnen. Denn auf derartige Fragen erhält man nur in seltenen Fällen eindeutige Antworten. Besonders schwierig wird die Verwendung von fachfremden Interviewern, wenn die Beziehungen zwischen objektivem und subjektivem Sprachgebrauch durch gezielte Tests oder ähnliches erschlossen werden sollen. Es ist daher zu überlegen, ob man für eine soziologisch-funktionale Verbreitungsuntersuchung von Sprachvarietäten nicht Kombinationen von Tiefeninterviews, ausführlichen schriftlichen Befragungen von Experten und Mikrozensus-Befragungen vorziehen sollte. Dabei können dann durch gezielte Vorarbeiten die Fragebereiche für die Mikrozensusanalyse oder auch eine Untersuchung durch ein Meinungsforschungsinstitut so reduziert werden, daß die Fachfremdheit der Interviewer sich nicht mehr negativ auswirkt.

Unter dem Subthema „Mehrsprachigkeit aufgrund von Migrationen“ rückten am zweiten Tag besonders die sprachlichen Aspekte der Gastarbeiterproblematik in den Mittelpunkt. Michael Fritsche (Oldenburg) thematisierte in seinem Vortrag ‚Mehrsprachigkeit in Gastarbeiterfamilien. „Deutsch“ auf der Basis der türkischen Syntax‘ speziell die sprachliche Situation, in der sich die zweite Generation der Gastarbeiter befindet. Den im Zusammenhang mit diesem Komplex häufig benutzten Terminus „doppelte Halbsprachigkeit“ lehnte Fritsche als euphemistisch ab, statt dessen sei zur Kennzeichnung der desolaten sprachlichen Lage der Gastarbeiterkinder viel eher der Begriff der „Quasi-Sprachlosigkeit“ angebracht. Fritsche plädierte eindringlich dafür, die ersprachlichen Fähigkeiten (d. h. die Beherrschung der Sprache des Herkunftslandes) konsequent, auch durch formales Training zu unterstützen. Ein unabdingbares Mittel dazu sei die systematische sprachliche Ausbildung in nationalspezifischem, muttersprachlichem Unterricht, wobei Fritsche jedoch keinen Zweifel daran ließ, daß er die Realisierung günstiger Ausbildungsbedingungen unter den vorhandenen ökonomischen und politischen Vorzeichen für nahezu unmöglich hält.

Konkretisiert wurden die theoretischen und programmatischen Bemerkungen im Rückgriff auf eine empirische Fallstudie zum Sprachverhalten der zweiten Generation türkischer Gastarbeiter. Das Untersuchungsmaterial besteht aus Bandaufnahmen, die als Mitschnitte alltäglicher Gespräche, bisweilen unter Beteiligung eines bilingualen deutschen Gesprächspartners, in einer türkischen Familie gewonnen wurden. Sehr wichtig scheint in diesem Zusammenhang der Umstand, daß es sich dabei um eine Familie handelt, die sich bewußt um einen Zugang zur deutschen Kultur bemüht. Es ist bei der Bewertung der Resultate zu bedenken, daß das Verhalten, eingeschlossen das sprachliche Verhalten der häufig unter gettoähnlichen Bedingungen lebenden Türkenfamilien möglicherweise erheblich anders aussieht. Für den von ihm untersuchten Fall stellte Fritsche fest, daß eine generelle wechselseitige Beeinflussung zwischen Türkisch und Deutsch, und zwar auf allen Sprachebenen, vorliegt. Diese These wurde beispielhaft erläutert und an einigen Dialogaus-

schnitten demonstriert. So werden etwa deutsche Wörter in den Zusammenhang rein türkischer Sequenzen eingebaut und umgekehrt. Fritsche sieht nun mit diesem linguistisch neutralen Prozeß des Aufeinanderwirkens eine verhängnisvolle sprachsozialisatorische Entwicklung gekoppelt: Es entstehe mit dieser „Mischsprache“ ein Produkt, das weder deutschen noch türkischen Erwartungen gerecht zu werden vermag. Anders ausgedrückt: Nicht nur das in der Bundesrepublik erworbene Deutsch weise zwangsläufig ausländertypische Fehler auf, sondern auch das erlernte Türkisch sei nicht mehr „genuin“, vielmehr als „Ausländertürkisch“ erkennbar und stigmatisiert. Es könne unter Umständen soweit kommen, daß „eine Kommunikation zwischen hier aufgewachsenen Gastarbeiterkindern und Altersgenossen in der Türkei zumindest sehr erschwert, wenn nicht unmöglich erscheint“ (Fritsche). Welch wichtige Rolle dieser Aspekt bei einer eventuellen Rückkehr der Familien in ihr Heimatland spielt, läßt sich leicht ermessen.

Aus soziolinguistischer Perspektive interessant war die, gegen Fishman's Konzeption gerichtete Aussage Fritsches, der Wechsel zwischen verschiedenen Sprachvarietäten, also das sog. „code switching“ sei im wesentlichen nicht an Domänen gebunden. Statt dessen müsse man davon ausgehen, daß code switching und lexikalische Interferenzen „in ihrer Häufigkeit von der Konzentration des Sprechers abhängig“ seien und „davon, in wieweit die jeweilige Varietät im Gespräch thematisiert wird“ (Fritsche). Man wird diesen Hinweis ernstnehmen und überprüfen müssen, auch wenn man Fritsches globaler Behauptung einige Zweifel entgegenbringt.

Vermutlich aus Zeitgründen etwas zu kurz kam die Erörterung einer These, die sich auf den Aspekt lexikalischer Interferenzen bezieht. Fritsche sieht in der Sprache der von ihm untersuchten Gastarbeiterkinder „erstaunliche Parallelitäten zu anderen unter dem Einfluß fremder Sprachen stehenden Turksprachen (denen der SU)“ (Fritsche). Vom sprachwissenschaftlichen Interesse her hätte man sich zu diesem Punkt weiterführende Erläuterungen gewünscht, wiewohl Fritsches hauptsächliche Konzentration auf den stärker linguistisch-pädagogischen Gesichtspunkt des Themas vollen Respekt verdient.

In seinem Vortrag „Du Türkischmann? – Sprachverhalten von Deutschen gegenüber Gastarbeitern“ befaßte sich Volker Hinnenkamp (Bielefeld) mit einer speziellen Variante des sprachlichen Aufeinandertreffens von Deutschen und Ausländern, nicht zuletzt unter der sprachlernbezogenen Perspektive, daß ein spezifisches sprachliches Entgegenkommen des deutschen „native speaker“ bestimmte Lernreaktionen bei Ausländern nach sich zieht. Unter terminologischem Rückbezug auf Fergusons Begriff „foreigner talk“ und seine Bestimmungen in der linguistischen Literatur nannte Hinnenkamp als grundlegende Merkmale dieser Varietät die Momente Simplifizierung, Klarifizierung (speziell mit Hilfe paralinguistischer Markierungen) und Status-Indizierung.

Im Zusammenhang mit den Absichten seiner eigenen empirischen Studie unterschied Hinnenkamp zwischen „primärem“ foreigner talk, der von Sprechern der Muttersprache in Interaktionen gegenüber Ausländern mit verschiedenartig ausgeprägten Deutschkenntnissen zur Anwendung gebracht wird, und „sekundärem“ foreigner talk, bei dem es sich um eine in Witzen, Erzählungen oder Literatur erfolgte Bezugnahme auf den primären foreigner talk handelt. Obgleich Hinnenkamp die Form des sekundären foreigner talk gleichfalls zum Forschungsgegenstand gemacht hat (unter Heranziehung von Textpassagen aus einschlägigen Comics etwa), lag dennoch das Schwergewicht seiner Untersuchungen auf der unmittelbaren Interaktion von Deutschen und Ausländern.

In erster Linie anknüpfend an den status-indizierenden Aspekt formulierte Hinnenkamp als soziolinguistische Hypothese, daß die von Deutschen gegenüber ausländischen Gastarbeitern eingesetzte Sprache die sozialstatusmäßige Überlegenheit und Distanz signalisieren solle.

Zur Überprüfung dieser Erwartung und um eine genauere Beschreibung des typisch deutschen foreigner talk zu ermöglichen, wurden unmittelbare Interaktionen zwischen Deutschen und Türken registriert, wobei methodisch nach dem Prinzip der verdeckten Aufnahme verfahren wurde. In den meisten Fällen agierten Türken, die mit Hinnenkamp kooperierten, als Initiatoren der Interaktion. Um später eventuelle Beziehungen zwischen

der von Deutschen angewandten Sprache und dem Sprachvermögen der türkischen Interviewer herausfinden zu können, hatte Hinnenkamp seine Mitarbeiter hinsichtlich des Grades ihrer Deutschkenntnisse als Basis-, Meso- bzw. Akrolekt Sprecher eingestuft. Die insgesamt 54 verschrifteten und ausgewerteten Aufnahmen lassen sich nach Hinnenkamp wenigstens acht sog. „Kontaktdomänen“ zuordnen, die als „Interaktion mit Behörden“, „Eine Auskunft erfragen“, „Narrationen“, „Interview“, „Wochenmarkt“, „Privatkonversation“, „Gespräch mit Vorgesetzten“ und „Sonstige“ bezeichnet sind.

Aufgrund seiner Analysen stellte Hinnenkamp sowohl für Lexikon (u. a. verstärkter Gebrauch von Deiktika; analytische Paraphrasierung), für die Morphologie (u. a. Verwendung des Infinitivs anstelle flektierter Verbformen) und die Syntax (u. a. Tilgungen; keine Inversion beim Fragesatz) wie auch für den paralinguistischen Bereich typische Eigenheiten des foreigner talk heraus. Als weiteres Untersuchungsergebnis erscheint bedeutungsvoll, daß die auf den diskriminierenden Aspekt des foreigner talk zielende Hypothese nicht bestätigt wurde. Es wird vielmehr von einer „multifaktoriellen Differenzierung“ gesprochen, „die situations- wie sprechergebunden auf einem Kontinuum anzusiedeln ist, mit einer ‚Stigmatisierungsvariante‘ (Infantilisierung des ausländischen Gesprächspartners) an dem einen Pol und einer ‚rein funktionalen Varietät‘ (Akkommodation von Sprechstilen) am anderen Pol“ (Hinnenkamp). Es scheint außerdem bei den deutschen Sprechern eine inkonsistente Benutzung des foreigner talk vorzuliegen, d. h. auch innerhalb von Interaktionssituationen erfolgen Übergänge zwischen „normalem“ Sprachverhalten und einer Sprechweise, die in besonderem Maße auf den ausländischen Adressaten abgestellt ist.

Auch wenn sich nach den vorgelegten Resultaten der vermutete Diskriminierungsaspekt des foreigner talk als weniger bedeutend herausgestellt hat, so bleibt es nach Hinnenkamp dennoch eine Tatsache, daß durch foreigner talk jeglicher Art das Erlernen einer Fremdsprache negativ beeinflusst wird. Da dem ausländischen Gesprächspartner beständig untypische und im grammatischen Sinne oft falsche Formen zu Ohren kommen, erweist sich die beschriebene Variante eines schlechten „Deutsch für Ausländer“ als Lernhindernis auf dem Wege zu einer korrekten Sprachbeherrschung.

J. C. P. Auer (Konstanz) begann seinen Vortrag ‚Ritueller Transfer-Objekte in bilingualen Konversationen italienischer Gastarbeiterkinder‘ mit einer Bestimmung des Begriffs „Ritual“. Am Beispiel eines „monolingualen rituellen Unisono“, wie es sich etwa als Vollzug eines Tischgebets konkretisiert, wurden dabei als wesentliche Momente die Veränderung der Prosodie, die Umkehrung des Term-Zuweisungssystems sowie die semantisch/syntaktische Erstarrung herausgestellt. Auer, der sich bei seinen Auswertungen auf das Instrumentarium der Konversationsanalyse stützt, untersuchte nun speziell Form und Bedeutung einer Übertragung „ritueller Elemente der einen Sprache und Kultur in eine ansonsten anderssprachige Interaktion“ (Auer), übertrug also Prämissen der Gesprächsanalyse auf den Bereich des Bilingualismus. Mit der Intention zu zeigen, wie italienische Gastarbeiterkinder in dominant italienischen Konversationen bestimmte rituelle deutsche Elemente, hier speziell die Verse eines Abklatschspiels einbauen, wurden alltägliche, sich vor allem im Spiel zeigende Handlungssequenzen registriert und ausgewertet. Leider vermittelte Auer keine Informationen darüber, unter welchen kontingenten Bedingungen sein Sprachmaterial zustande gekommen war.

Als wichtigste Resultate von Auers Vortrag lassen sich wohl drei Aspekte herausarbeiten: Die naheliegende Vermutung, der Sprachmodus ändere sich mit dem Interaktionsmodus, erfährt durch die Ergebnisse insgesamt eine Stützung. Während das Italienische die Sprache der normalen Konversation im Spiel darstellt, wird das Ritual des verbal durchgeführten Abklatschspiels in Deutsch vollzogen. Auer nimmt an, daß im fraglichen Zusammenhang der Wechsel in die andere Sprache ähnliche Funktionen erfüllt, wie sie in der monolingualen Interaktion etwa die Intonation ausübt.

Bedeutungsvoll erscheinen des weiteren Auers Aussagen zum theoretischen Status der Übertragung fremdsprachlicher Gegenstände. Im Gegensatz zum Phänomen des „genuine code switching“, bei dem die Wahl einer bestimmten Sprache den Interaktionspartner für die sich weiterentwickelnde Kommunikation gewissermaßen auf diese Sprache verpflichtete,

bleibe der Transfer ritueller Objekte eine Versatzstückoperation ohne „Konsequenzen für die subsequente Sprachwahl der anderen Konversationsteilnehmer“ (Auer).

Der gegen Ende des Vortrags geäußerten Erwartung, eine auf ähnlichen Analysen wie der vorgelegten basierende „Theorie bilingualen Interaktionsverhaltens“ könne „unter anderem charakteristische Abfolgen von Sprachverwendungsmustern im Zuge der ‚Akkulturation‘ von Immigrantenkindern im Laufe ihres Aufenthaltes in der BRD beschreibbar“ (Auer) machen, wird aus der subjektiven Sicht der Berichterstatte Skepsis entgegengebracht, auch wenn hier nicht bestritten werden soll, daß der von Auer beschriebene Transfertyp bei Kindern „zu den frühesten Verwendungsweisen des Deutschen nach der Immigration“ (Auer) gehört.

Eine Fallstudie bildete ebenfalls den empirischen Hintergrund des Vortrags ‚Begriffliche Prozeduren türkischer Kinder in der deutschen und in der Muttersprache‘ von Jochen Rehbein (Bochum). Entgegen der Ankündigung des Titels nahm Rehbein jedoch eine Einschränkung und eine Ausweitung des Themas vor. Während zu den kindlichen Begriffsprozeduren in der Muttersprache, also im Türkischen, nichts gesagt wurde, bekam der Vortrag durch die Untersuchung einer Vergleichsgruppe mit deutschen Kindern eine kontrastive Komponente. Einleitend betonte Rehbein unter Bezug auf Ergebnisse der pädagogischen Forschung die Relevanz des Massenmediums Fernsehen, das als „artifizielle Sozialisationsinstanz“ (Rehbein) neben anderen sprachvermittelnden Agenturen eine wesentliche Rolle in der kindlichen Entwicklung spiele. Um genaueres Wissen über Art und Grad der kindlichen Affektion durch Fernsehsendungen sowie über die intellektuellen Reaktionen darauf zu erhalten, führte Rehbein seinen sechs türkischen und acht deutschen Probanden jeweils einen kurzen Sketch aus der amerikanischen Serie „Die Muppets“ vor und registrierte die im Anschluß daran, auf die Aufforderung, den Inhalt nachzuerzählen, erfolgten verbalen Reaktionen. Zur Veranschaulichung der unterschiedlichen Arten, auf die Aufgabenstellung zu reagieren, wandte Rehbein eine optisch eindrucksvolle, an der Netzplantechnik orientierte Präsentationsform an. Er konstruierte gewissermaßen die ideale Lösung der Aufgabe, den Inhalt wiederzugeben, indem er sämtliche, an der Situation des Films beteiligten Faktoren und Prozesse in einem Modell verortete. An diesem Modell, das als Bezugsgröße und Hintergrundfolie fungierte, wurden dann die verbalen und, wie Rehbein annimmt, begrifflichen Prozeduren der Kinder gemessen.

Nach Rehbein waren die Reaktionen der deutschen Kinder u. a. dadurch gekennzeichnet, daß sie generell enger am Sprach- und Handlungsablauf des Films blieben als die der türkischen Kinder. So benutzten sie häufiger Schlüsselworte und Kurzzitate, die allerdings z. T. aus der Peripherie der Handlung stammen können. Auch die szenische Wiedergabe in Form der direkten Rede ließe sich als Indiz für eine stärker textgebundene Reaktion deuten. Als weiteres Merkmal konstatierte Rehbein bei den deutschen Kindern die Verwendung eines „prähematischen so“ (Rehbein), das als „so’n“ oder „so’ne“ mit entsprechender Augmentierung auftritt und das nach Rehbein den Nacherzählungen der türkischen Kinder weithin abgeht.

In sehr ausführlichen und den Text des einzelnen Beispiels zitierenden Interpretationen wurde im zweiten Teil des Referates die Art skizziert, in der die türkischen Kinder mit der Aufgabe, den Inhalt des Films wiederzugeben, fertig oder genauer gesagt nicht fertig wurden. Hatten die deutschen Kinder, bis auf einen Fall, den Sinnzusammenhang des Films mehr oder minder angemessen reproduzieren können, so stellte Rehbein bei seinen türkischen Probanden überwiegend das Gegenteil fest. Nach Rehbein vollziehen diese Kinder, weil ihnen Gesamtfokussierung und interpretatives Verhältnis zur gesehenen Episode weitgehend fehlen, begriffliche Prozeduren, die mit dem Inhalt des Films gar nicht oder nur sehr sehr entfernt verknüpft sind. So kommt etwa Assoziationen, die aufgrund beobachteter Einzelmomente einsetzen und artikuliert werden, oder dem beschreibenden Aufgreifen von Teilaspekten starke Bedeutung zu. Inwieweit freilich, wie es ein kritischer Beitrag in der Diskussion zu bedenken gab, die möglicherweise grundsätzlich vom deutschen Fernsehverhalten verschiedenen TV-Gewohnheiten türkischer Gastarbeiter (Fernsehen ohne Ton, statt dessen Musik vom Kassettenrecorder) für dieses Resultat von Rehbeins Untersuchung

verantwortlich sind, kann hier nicht geklärt werden. Denkbar wäre allerdings, daß die türkischen Kinder, daran gewöhnt, sich auf das Fernsehbild „einen eigenen Reim zu machen“, die Aufforderungsstruktur der Erhebungssituation in ganz anderer Weise wahrgenommen haben, als es der Versuchsleiter vermutet und erwartet hat.

Die Entscheidung der Organisatoren, in Anbetracht des nicht allein sprachwissenschaftlich dimensionierten Themas der Tagung von der bislang gepflegten Tradition eines öffentlichen Abendvortrages abzugehen und statt dessen eine öffentliche Podiumsdiskussion zu veranstalten, erwies sich nachträglich als gerechtfertigt. Unter der Leitformulierung „Mannemer Ausländer“, die einen wesentlichen Aspekt des Tagungsprogramms für die spezielle Situation in der Stadtregion Mannheim konkretisierte, diskutierte eine Gesprächsrunde aus Repräsentanten verschiedener Institutionen Fragen, die mit Ausbildung, Wohnungslage und sozialer Betreuung der ausländischen Einwohner zusammenhängen. Insbesondere dem ersten der genannten Themenkomplexe wurde in der Diskussion breiter Raum gewidmet, wobei sich aufgrund der heterogenen Standpunkte und Interessen der Teilnehmer eine zeitweilig kontroverse Erörterung entwickelte. Das von Diskussionsleiter G. Stickel in die Debatte gebrachte sogenannte „Mannheimer Modell“, worunter im wesentlichen die Einrichtung von Nationalitäten-Klassen zu verstehen ist, geriet dabei primär unter dem Gesichtspunkt einer möglichen Festschreibung der Apartheid von Deutschen und Ausländern stark in die Kritik. Das andererseits auch Probleme entstehen, wenn deutsche und ausländische Kinder in einer gemeinsamen, gemischten Klasse unterrichtet werden, wurde von den Diskutanten zwar gesehen, die Nachteile wurden jedoch im Vergleich zu den Vorteilen (Integration der Ausländerkinder, Erweiterung des Bewußtseins bei den deutschen Kindern u. a. m.) als eher gering bewertet. Weitgehende Einmütigkeit schien darin zu bestehen, daß der personellen und organisatorischen Ausstattung der Schulen sowie dem Sektor der Lehrerausbildung eminente Bedeutung zukommt. Es bedürfe einer Ausbildung der späteren Lehrer, die ganz gezielt auf die Erfordernisse eines Unterrichts in bilingualen Klassen zugeschnitten ist. Der Zorn und partiell auch die Resignation darüber, daß in diesem Punkt trotz einiger Ansätze vieles im argen liegt, klang in den Stellungnahmen einiger Gesprächsteilnehmer deutlich durch.

Insgesamt kann das „Experiment“, als das die öffentliche Podiumsdiskussion von Stickel etikettiert wurde, als geglückt bezeichnet werden, insofern es den Zuhörern die Schwierigkeiten einer angemessenen Reaktion auf Probleme der ausländischen Arbeitnehmer wie auch die Notwendigkeit einer solchen Reaktion dringlich vor Augen führte.

Gottfried Kolde (Genf) berichtete in dem Vortrag ‚Nebeneinander oder Miteinander? Koexistierende Sprachgruppen in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg. Einige methodologische Überlegungen‘ über die sprachsoziologischen Bedingungen und Folgen von komplexmehrsprachigen Konstellationen im deutsch-französischen Grenzbereich der Schweiz. Relevant wird die Koexistenz der Sprachgruppen und die Mehrsprachigkeit der Individuen, abgesehen von den gesamtstaatlichen, kantonalen und regionalen Faktoren in der Stadt selbst, in den Beziehungen der Stadtviertel zueinander, in der Verwendung der Sprachen innerhalb der Administration, innerhalb der Schulen, innerhalb der Konfessionen, in den Familien und in anderen informellen Gruppen. Von entscheidender Bedeutung ist dabei die Einstellung der einzelnen Bevölkerungsanteile sowohl zur Einsprachigkeit und den verschiedenen Sprachen als auch zur Mehrsprachigkeit. In der Untersuchung, über die Kolde berichtet, stand dieser Aspekt neben der Analyse von Beherrschungsumfang und tatsächlichem Gebrauch der einzelnen Varietäten im Vordergrund. Durch differenzierte Tests und Methoden wurde die Einstellung der ausgewählten Stichprobe zu den einzelnen Varietäten und zu Ein- und Mehrsprachigkeit erfaßt. Zugleich wies der Autor jedoch darauf hin, daß eine rein statistische Interpretation der Reaktionen einer repräsentativen Stichprobe auf Befragungen und Tests für eine angemessene Beschreibung der Sprachverhältnisse in keinem Fall ausreicht. Hinzutreten muß zusätzliches ethnomethodologisches Material, wie es in Sozialbiographien, in Aufzeichnungen von teilnehmender Beobachtung, von realen Kommunikationsanlässen und in Tiefeninterviews gewonnen werden kann. Kolde wies darüber hinaus noch auf eine zweite Forderung an die Ortspra-

chenuntersuchungen hin. Die ‚statistisch-synchronen Momentaufnahmen‘ müßten ergänzt werden durch eine ‚historisch-dynamische Dimension‘ und zwar entweder in wirklicher Zeit als Langzeitanalysen oder in virtueller Zeit etwa über mehrere Generationen hinweg.

Über ‚die Mehrsprachigkeit in Straßburg im Vergleich zu anderen unterelsässischen Städten und Dörfern (Dimensionsanalytische Auswertung von Schüleraussagen zum persönlichen Sprachverhalten und zu ihrem Sprachbewußtsein)‘ referierte Wolfgang Ladin. Dabei bezog er sich auf eine gerade abgeschlossene Untersuchung zur Verbreitung von Dialekt bei 781 Schülern aus 15 unterelsässischen Collèges im Alter von 14 bis 16. Durch einen umfangreichen Fragebogen versuchte Ladin, sowohl sozio- und psycholinguistische als auch systemlinguistische Vorgänge und Strukturen in dem bilingualen französischen Department Bas-Rhin zu erfassen. In seinem Vortrag konzentrierte er sich auf die Ergebnisse der sprachsoziologischen Untersuchung, die er teilweise mittels faktorenanalytischer Methoden gewonnen hatte. Er stellte dabei fest, daß in diesem Raum die Dimension Stadt-Land von entscheidender Bedeutung ist. Sprachverwendungsstrukturen unterscheiden sich stark danach, ob es sich um mehr städtische Regionen oder um mehr ländliche handelt. Dabei ist jedoch zu beachten, daß gerade im Elsaß mit seiner alten reichsstädtischen Tradition die Qualität ‚städtisch‘ nicht allein durch die Bevölkerungszahl festgelegt werden kann, wie der Autor das getan hat. Hier müssen wohl auch subjektive Faktoren wie etwa die Ortsloyalität und ein Phänomen wie ‚Stadtbewußtsein‘ berücksichtigt werden, die jedoch sicherlich Operationalisierungsschwierigkeiten machen. Außerdem ist zu bedenken, daß besonders die Gegend um Straßburg nur in beschränktem Maße repräsentativ für das Elsaß ist. Hier ist die Position des Französischen sowohl objektiv als auch subjektiv besonders stark. Ähnlich wie andere Untersuchungen dieser Art konnte Ladin interessante geschlechtsspezifische Unterschiede im Dialektgebrauch feststellen. Mädchen verwenden im Elsaß in allen Situationen deutlich weniger Dialekt als Jungen. Ladin deutet das durch einen Hinweis auf einen meist mehr städtischen Arbeitsplatz der jungen Mädchen und durch die späteren Aufgaben in der Kindererziehung. Er forderte, daß eine gezielte Dialektpolitik beim ‚Kampf um die Gunst der Mundart bei den Frauen‘ einzusetzen habe. Insgesamt wurde an diesem Vortrag deutlich, wie beschränkt interpretationsfähig Datenmaterial aus normativen Fragebogenuntersuchungen ist.

Zum Abschluß des Kolloquiums legten W. Kallmeyer, I. Keim und P. Nikitopoulos einige Überlegungen und Ergebnisse erster Pilotuntersuchungen in Mannheim vor, in denen die Erfassung und Beschreibung von Kommunikationsstrukturen in der Stadtregion im Vordergrund stehen soll. Sie gingen dabei von der Annahme aus, daß es ein dialektisches Verhältnis gibt zwischen der Konstitution und Bedeutungszuweisung von Kommunikationsereignissen in einer bestimmten gesellschaftlichen Umgebung und der Konstitution des Phänomens ‚gesellschaftliche Umgebung‘ durch die Kommunikationsereignisse. Untersucht werden soll die situationsrelevante Verwendung von sprachlichen Varietätensystemen, die Einstellung der Sprecher zu den verschiedenen innerhalb der Sprachgemeinschaft verbreiteten Varietäten und auch die Formen des Verständigungsverhaltens. Die Arbeitsgruppe will dabei von theoretisch-methodischen Prämissen ausgehen, die im Kontrast stehen zu den bisher in der Ortssprachenforschung häufig verwendeten normativen Ansätzen mit vorgegebenen gesellschaftlichen und sprachlichen Beschreibungseinheiten und die ethnomethodologischen und interaktionistischen Forschungsergebnisse mit einbeziehen. Untersucht werden soll authentisches Sprachverhalten ohne Beeinflussung durch die Erhebungsprozedur in konkreten Situationen, die nicht speziell für die Erhebung initiiert wurden. Dabei wird man jedoch lediglich Mikrobereiche detailliert untersuchen können; die klassischen sprachsoziologischen Methoden, etwa eine auf Repräsentativität ausgerichtete Fragebogenaktion, werden hier keine Anwendung finden können. Im Zentrum wird die intensiv beobachtete Kommunikationssituation und das detailliert analysierte Gespräch stehen. Dabei sollen keine festen Zuordnungen von Varietäten zu sozialen Dimensionen vorgegeben werden, wie das etwa Labov in seiner New York-Untersuchung versucht hat. Die Variabilität der Sprache wird im Mittelpunkt der Sprachbeschreibungsansätze stehen. Bei der Definition von Varietäten muß jedoch berücksichtigt werden, daß die Sprachpraxis der einzelnen Sprecher-

gruppen und das Sprachbewußtsein dieser Gruppen auseinanderfallen können. Durch ausführliche Gesprächs- und Interaktionsanalysen, wie sie in der mikroethnographischen Soziolinguistik in Ansätzen entwickelt worden sind, sollen die Konstitutionsprozesse von sozialen Situationen beschrieben werden. Dabei erwartet die Projektgruppe Einblicke in die Sprachbildungsprozesse und Sprachvarietätenbildungsprozesse als Ergebnisse von bestimmten und typischen Kommunikationsereignissen. Objekte der Untersuchung sollen Institutionen, Behörden, Vereine, kleine Gruppen, Bekanntschaftskreise und ähnliche Gruppierungen sein. Aber auch verschiedene Interaktionstypen und kommunikatives Verhalten während zentraler sozialer Ereignisse sollen untersucht werden. Um eine regionale Differenzierung in die Untersuchung zu integrieren, sollen zwei verschiedene Ortsgemeinschaften innerhalb von Mannheim untersucht werden, ein Ausschnitt aus dem Mannheimer Zentrum und der Industrievorort Sandhofen. Wie solche Untersuchungen angesetzt werden können, veranschaulichte die Gruppe durch die Tonbandaufnahme einer dominant weiblichen Stammtischgruppe im Alter von 40 bis 70 Jahren, in der Gespräche über das Thema ‚Krankheit‘ fast rituellen Charakter haben. Es zeigte sich jedoch in der Diskussion sowohl über die Erhebungsmethoden und die Tonbandqualität der Aufnahme als auch über die notwendigen Rahmeninformationen zu den einzelnen Gruppenmitgliedern, daß es insgesamt sehr schwierig sein dürfte, auch nur einen Teil der von der Projektgruppe angestrebten Untersuchungsziele zu erreichen.

Überblickt man Vorträge und Diskussionen der Mannheimer Tagung im ganzen, so kristallisieren sich einige Punkte heraus, die umstritten sind und bei denen die Anwesenden unterschiedlich Stellung bezogen haben. Sowohl vom theoretischen Überbau (etwa bei der Frage nach dem zugrundezulegenden Sprachbegriff) wie in methodischer Hinsicht lassen sich verschiedene Fraktionen identifizieren.

Vornehmlich Arbeiten zur Mehrsprachigkeit aufgrund von Migrationen bevorzugen eine Art des Herangehens an ihren Gegenstand, die sich im weiteren Sinne dem „interpretativen Paradigma“ zuordnen läßt und sich bei Deskription wie Analyse weitgehend des methodischen Arsenal der Konversationsanalyse und ethnomethodologischer Techniken bedient. Demgegenüber scheinen Studien, die sich mit stärker dialektologischen Fragestellungen befassen, insgesamt eher dem „normativen Paradigma“ zu folgen, d. h. sie greifen im wesentlichen auf traditionelle Verfahren der Messung und Korrelation zurück.

Teilweise quer zu den beschriebenen Auffassungsunterschieden verläuft eine Trennungslinie, die unter einem anderen Gesichtspunkt unterschiedliche Gruppen scheidet. Während die einen für weitgehende Konzentration auf die objektiven Spracherscheinungen plädieren und eine Erforschung von Sprachwertstrukturen für kaum sprachpraxisrelevant erachten, fordern andere Forscher dringend die Einbeziehung von Bewertungs- und Einschätzungsmomenten, weil nur auf solche Weise Probleme des Sprachgebrauchs angemessen zu erklären seien. Auf der Folie dieses Gegensatzes wiederholt sich der säkulare methodologische Streit zwischen Befürwortern und Gegnern sozialwissenschaftlicher Befragungstechniken.

Noch in einem weiteren Punkt, der die Frage der moralischen Vertretbarkeit bestimmter Erhebungsmethoden berührt, scheinen die Meinungen der Tagungsteilnehmer zu divergieren. Während eine Gruppe relativ leicht – wie uns scheint, zu leicht – bereit ist, den Aspekt eines „Schutzes sprachlicher Daten“ geringer zu schätzen, wenden sich andere Forscher entschieden gegen die Möglichkeit und zum Teil wohl geläufige und tolerierte Praxis, sprachliches Material ohne explizite vorherige Einwilligung der Informanten aufzunehmen.

Die drei genannten Probleme bildeten neben anderen, weniger kontrovers diskutierten Aspekten Kernpunkte theoretischer und methodischer Reflexion. Auch wenn man sich beizeiten gewünscht hätte, daß damit zusammenhängende Fragen ausführlicher und partiell auch stärker partnerorientiert behandelt worden wären, so bleibt es ein Verdienst der Mannheimer Tagung, alternative Möglichkeiten und Wege der Forschung klar ins Bewußtsein gerückt zu haben.

Adresse der Verfasser: Dr. Jürgen Macha, Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Am Hofgarten 22, 5300 Bonn, und Prof. Dr. Klaus J. Matheier, Germanistisches Seminar, Hauptstr. 207–209, 6900 Heidelberg.

PETER WAGENER

94. JAHRESVERSAMMLUNG DES VEREINS FÜR NIEDERDEUTSCHE SPRACHFORSCHUNG

8. bis 11. Juni 1981 in Soest

1. *Das „Forum“ Pfingsttagung*

Als zuletzt in dieser Zeitschrift über Pfingsttagungen des niederdeutschen (nd.) Sprachvereins berichtet wurde (D. Stellmacher über die Braunschweiger Tagung 1976 in ZGL 5. 1/1977 sowie H. Niebaum über Bremen 1975 in ZGL 3.3/1975), standen Überlegungen zur Konzeption der Jahresversammlungen im Vordergrund, beeinflußt sicherlich auch noch durch die Phase des Umbruchs in der Sprachwissenschaft, der ja für Dialektologie und nd. Philologie durchaus positive Wirkungen mitbrachte. Die Tagungen in der Folge des 100jährigen Jubiläums des Sprachvereins und der damit verbundenen Bestandsaufnahme (1974) sollten die Erweiterung des Gegenstandsbereichs, insbesondere in der nd. Sprachforschung, dokumentieren, neuere Fragestellungen und Vorgehensweisen auch im Veranstaltungsprogramm stärker zum Ausdruck bringen und andere Arbeitsformen erproben. Dies alles implizit noch immer mit dem Anspruch, aus dem eigenen „Forum“ ein anerkanntes Instrument zu machen, das auch allen benachbarten Disziplinen und dem weitgesteckten neuen Rahmen etwas anzubieten hat“, ein Ziel, das bereits 1969 von dem damaligen Vorsitzenden Gerhard Cordes gesteckt wurde (Korrespondenzblatt des nd. Sprachvereins 76 (1969), S. 55). Heute, da die stürmischen Diskussionen um „künftige Germanistik“, „Linguistikboom“ und „pragmatische Wende“ längst verrauscht sind, drängt sich die Frage geradezu auf, was von den genannten Ansprüchen nachgeblieben ist. Zu ihrer Beantwortung sollen zunächst die Programme aller fünf seit dem letzten Bericht veranstalteten Tagungen herangezogen werden.

2. *Zu den Tagungen Minden 1977, Lüneburg 1978, Paderborn 1979, Zwolle 1980, Soest 1981*

Versucht man zunächst, die Anteile der drei Teildisziplinen der nd. Philologie zu quantifizieren, so ergibt sich ein deutliches Übergewicht von Sprachwissenschaft (14 Vorträge oder Kolloquien) und Mediaevistik (12) gegenüber der Behandlung neuerer Literatur (4). Schon hier beweist sich die nach wie vor beklagenswerte Situation der nd. Literaturwissenschaft, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden kann. Ein ähnliches Bild ergibt eine (natürlich subjektive) qualitative Einschätzung: Höhepunkte der Tagungen waren jeweils die sprachwissenschaftlichen Kolloquien (1977: „Methoden der Dialektologie“ mit Baldur Panzer, Willy Sanders, Arne Spenter und Dieter Stellmacher unter der Leitung von Jan Goossens; 1979: „Soziolinguistisches Kolloquium“ mit Ulrich Ammon, Matthias Hartig, Heinrich Löffler und Kurt Rein unter der Leitung von Dieter Stellmacher; 1981: „Lexikographisches Kolloquium: Probleme nd. Wörterbuchschreibung“ (s. u.)) sowie einige mediaevistische Vorträge, die über aufsehenerregende Handschriftenfunde berichteten (1978: Gundolf Keil über „Das Kasseler mittelniederdeutsche Arzneibuch“; 1979: Burkard Taeger „Zum Straubinger Heliand-Fragment“ und Hartmut Beckers über „Die Liebesduetszene von ‚Karl und Galie‘“) oder neue Ansichten zu Verfasserfragen darlegten (1977: Hubert Herkommer über „Eike von Repgows ‚Sachsenspiegel‘ und die ‚Sächsische Weltchronik‘“; 1980: Maurits Gysseling über „Die nordniederländische Herkunft des Heliand und des ‚altsächsischen‘ Taufgelöbnisses“, zu diesem Vortrag war der 91jährige Erik Rooth aus Lund angereist und beteiligte sich maßgeblich an der Aussprache).

Zumindest diese Bilanz belegt den beachtlichen Stellenwert der nd. Philologie innerhalb des Fachs Germanistik; man hat den benachbarten Disziplinen und dem „Rahmen“ in der Tat etwas anzubieten. Nun hat es sicher nicht nur solche Höhepunkte gegeben, insgesamt aber hat der Sprachverein mit seinen Publikationsorganen und der Pflingsttagung ein Instrument, das den beteiligten Fachvertretern einzigartige Kommunikationsmöglichkeiten auf allen Ebenen bietet, wie sie wohl nur in einem so überschaubaren Fach noch denkbar sind. In diesem Jahr blieben wissenschaftliche „Sensationen“ aus, immerhin war als konzeptionelle Neuerung eine (zufällige?) thematische Schwerpunktbildung festzustellen. Mit einer Ausnahme beschäftigten sich alle Vortragenden mit Problemen, die der lexikalischen Sprachanalyseebene zuzuordnen sind, oder entnahmen zumindest ihre Beispiele diesem Bereich.

3. Zu den diesjährigen Vorträgen

Die Eröffnungssitzungen der beiden Tage werden traditionell zusammen mit dem gleichzeitig tagenden Hansischen Geschichtsverein abgehalten. Der gemeinsame Vortrag des ersten Tages konnte diesmal das Interesse beider Vereine finden, nachdem in den vergangenen Jahren zur Auswahl dieses oft zu speziellen Programmpunkts Kritik zu hören war. Ruth Schmidt-Wiegand (Münster) behandelte das Thema „Hanse und Gilde. Genossenschaftliche Organisationsformen der Hansezeit und ihre Bezeichnungen“ sowohl unter real- als auch wortgeschichtlichen Gesichtspunkten, wobei hier vor allem die letzteren berücksichtigt werden sollen. Zunächst wurde ausgeführt, daß der Bezeichnung *hanse* oder *hansa* kein eindeutiges Bezeichnetes entspricht, d. h. es gibt Belege aus Selbstzeugnissen über den rechtlichen Status der Hanse, die sie als ein festes Bündnis von vielen Städten, Orten und Gemeinschaften zum Schutz der Fernhändler und ihrer Untenehmungen bezeichnen, während man heute davon ausgeht, daß die Hanse auch eine Handelsgenossenschaft im eigentlichen Sinne gewesen ist und mithin *hanse* und *gilde* als Synonyma anzusehen sind. Während die Etymologie von *hansa* durchaus ungeklärt bleibt, kommt man über wortgeschichtliche Belege vor allem aus dem außerdeutschen Wirkungsbereich der Hanse zu der Hypothese, daß *hanse* sich zunächst als Bezeichnung für eine Gruppe von Fernhändlern gegen *gilde* durchgesetzt hat und dann auch als Genossenschaftsbezeichnung verwendet wurde, hier wiederum zuerst für die Kaufmannsgenossenschaft, dann für die Handwerksgenossenschaft. Die Entwicklung innerhalb des mnd. Sprachraums untersuchte die Vortragende besonders am Beispiel Westfalens, das sich in anderen Wortschatzbereichen als Reliktgebiet gegenüber dem übrigen Nd. erweist. Aber auch hier ist *hanse* in der Bedeutung ‚Zunft, Gilde‘ bereits im 13./14. Jahrhundert von *gilde* abgelöst worden, im Gegensatz also zum außerdeutschen Bereich. Erst die Wandlung der Kaufleute-Hanse zu einer Städte-Hanse hat die Bezeichnung, allerdings bei Aufgabe des Merkmals ‚genossenschaftlich‘, im Nd. wieder belebt.

Der erste Vortrag in der separaten Sitzung des Sprachvereins führte einer guten Gewohnheit des Vereins entsprechend in die lokalen dialektalen Verhältnisse des Veranstaltungsorts und seiner Umgebung ein. Reinhard Pilkmann (Münster) versuchte eine Darstellung einiger „Aspekte der Lautgeographie des Altkreises Soest“ auf struktureller Basis. Im Vokalismus kann das Soestische durch die Entwicklung der mnd. Längen wie folgt charakterisiert werden: Die mnd. langen *i*, *û*, *û* wurden einheitlich diphthongiert zu *ui*, *iu*, *ui*; im *ê*- und *ô*-Bereich entwickelten sich mnd. *ê*¹ > *ã*, *ê*² > *oi*, *ê*³ > *ai*, *ê*⁴ > *ai*, *ô*¹ > *au*, *ô*² > *äo*. Lediglich im Westen des Altkreises tritt abweichend *î* > *ei* und *ê*² > *ai/äi* auf. Durchgehend gilt die Bewahrung von zwei Längen im *ä*-Bereich (*Schâp* vs. *mâken*). Abweichende Systeme ergeben sich bei einer Reihe geographisch nicht abzugrenzender Belegorte durch die Entwicklung unterschiedlicher Qualitäten bei der westfälischen Brechung. Während im überwiegenden Teil der Belegorte die auf as. geschlossene bzw. offene Kürzen zurückgehenden Brechungsdiphthonge auch geschlossen bzw. offen artikuliert werden, also weiterhin sieben Lautqualitäten erhalten bleiben, werden in einem Drittel der Orte alle as. Kürzen zu geschlossenen Diphthongen, das System weist hier nur noch vier Lautqualitäten auf. P.

demonstrierte die wichtigsten Erscheinungen anhand von Karten und wies das Soestische aufgrund der genannten Kriterien zusammenfassend dem Südwestfälischen zu.

Zurück zur lexikalischen Sprachanalyseebene führte der Vortrag von Reinhard Goltz (Hamburg) über „Ausgewählte Aspekte zum Fachwortschatz in der Finkenwerder Hochseefischerei und seiner fachlich bedingten Entwicklung“. Der Titel enthält bereits die wichtigste Voraussetzung der zugrunde liegenden Untersuchung, daß Sprachwandel bei fachsprachlichen Varietäten in erster Linie durch die Veränderung der jeweiligen Sachwelt motiviert wird. Wenn darüber hinaus die Fachsprache überwiegend mündlich realisiert wird und regional begrenzt ist (auch die soziale und funktionale Begrenztheit wäre hier noch definitiv einzubeziehen), wenn man also von einer Fachmundart reden kann, dann ergeben sich weitere Besonderheiten des (dialektalen) Sprachwandels, die für die nd. Philologie von besonderem Interesse sein müßten. G. versuchte durch Interviews mit Finkenwerder Hochseefischern repräsentative Sprachdaten für zwei Sprachzustände (vor bzw. nach 1925) zu erlangen, um eine diachrone Analyse durchführen zu können. Als wichtigste Auswirkung der fachlichen Entwicklung ist eine größere sprachliche Differenzierung des Fachwortschatzes festzustellen, der sich zunehmend auch an standardsprachlich vorgegebenen Benennungen orientiert. Die Erweiterung des Fachwortschatzes erfolgt dann durch Übernahme des standardsprachlichen Worts ohne Veränderung (*Netzwinde*) oder mit vollständiger bzw. teilweiser phonetischer Adaption (*Koortenuus* bzw. *Leichtmatroos*); in begrenztem Maße kann es auch zu dialektalen Neubildungen ohne Bezug zur standardsprachlichen Benennung kommen (*Ganterhals* für *Ventilkipphebel*). Bei der Wortbildung und bei den Wortarten konnte G. einen unterschiedlichen Grad der Veränderung von altem zu neuem Sprachzustand feststellen. Während beim substantivischen Wortschatz etwa ein Viertel der Benennungen überflüssig wurde, weil der entsprechende Gegenstand der Sachwelt entfiel, und etwa die gleiche Anzahl an neuen Benennungen hinzukam, änderte sich bei Verben, Adjektiven und Partikeln sehr viel weniger. Substantiven kommt demnach im Fachwortschatz eine größere Bedeutung zu. Im Bereich der Wortbildung schließlich konstatierte G. eine deutliche Zunahme von drei- und mehrgliedrigen Komposita (*Stüürbuurdlamp*, *Brennstoffpump*), während der Anteil der Einfachbenennungen (*Floot*, *Bries*) offenbar wegen des gesprochenen Charakters des Wortschatzes immerhin nur geringfügig rückläufig war.

In der gemeinsamen Eröffnungssitzung des zweiten Tages sprach Lennart Elmevik (Uppsala) „Über den niederdeutschen Einfluß auf das Schwedische im Mittelalter“. Den ersten Teil des Vortrags bildete ein Forschungsbericht, der vor allem die schwedischen wissenschaftlichen Bemühungen um das Thema ausführlich referierte. Die mnd. Beeinflussung hatte ein derartig großes Ausmaß, daß die daran geknüpften Fragestellungen und Probleme einen zentralen Platz in der schwedischen Sprachwissenschaft einnehmen. Im Vordergrund stehen laut E. die Fragen, auf welchen Wegen die mnd. Wörter ins Schwedische gelangt sind (übers Dänische oder direkt?), wie die Sprachmischung vor sich gegangen ist und ob ein oder mehrere bestimmte Verbreitungszentren auszumachen sind. Um der Lösung dieser Fragen näherzukommen, müßte in der Zukunft verstärkt die Untersuchung der Dialekte einbezogen und ihr Vorrat an nd. Lehnwörtern ermittelt werden. E. berichtete dann über ein von ihm initiiertes Forschungsprojekt, das eine Bibliographie und ein die Standardsprache und die Dialekte berücksichtigendes Wörterbuch der nd. Lehnwörter erarbeiten soll und in dessen Rahmen eine Reihe von Dissertationen zu den genannten Hauptproblemen entstehen. Auf eine dieser Arbeiten, die die schwedisch-nd. Zweisprachigkeit im mittelalterlichen Stockholm behandelt, ging E. abschließend näher ein. Um die Vorgänge in dieser typischen Sprachkontakt-Situation zu erfassen, werden die Aufzeichnungen zweier Stockholmer Stadtschreiber des späten 15. Jahrhunderts, von denen einer nd. Herkunft war, miteinander verglichen. Es ergeben sich interessante Unterschiede in den Sprachformen der Schreiber, die Rückschlüsse auf die Entlehnungsmechanismen erwarten lassen.

Die getrennte Sitzung des Sprachvereins wurde mit dem Vortrag von Gilbert de Smet (Gent) über „Die niederdeutsche Lexikographie im 16. Jahrhundert“ eröffnet. Der den

Ausführungen zugrunde liegende Berichtszeitraum reicht vom Ende des 15. bis ins 17. Jahrhundert, also bis zum Ende des allmählichen Verdrängungsprozesses des Mnd. Die ersten dreißig Jahre des 16. Jahrhunderts rechnet S. der spätmittelalterlichen Tradition zu, die überlieferten Werke dieser Zeit sind der *Vocabularius Optimus*, zuerst 1495 in Deventer, später in Magdeburg und Leipzig gedruckt, ferner der nd.-lat. *Vocabularius In Quo* (Münster 1509), den S. als einzige gedruckte Fassung des vierten Teilkokabulars des sog. Engelhuslossars (um 1400) bezeichnete, schließlich die *Vocabula juvenibus multum necessaria* (Lübeck 1500). Ein weiteres systematisches Vokabular, die *Vocabula rerum* von Georg Maior (Magdeburg 1531) bildete die Grundlage für vierzehn nd. Nachdrucke sowie eine gekürzte und eine ausgeweitete Fassung. S. zeichnete die Überlieferungslinien nach bis zum *Nomenclator Latino-gambriuvius* von 1597 als letztem Ausläufer des lüneburgisch-hamburgischen Zweigs und einer Greifswalder Ausgabe des *Vocabula rerum* von 1610. Das letzte wichtige nd. Vokabular ist Nathan Chytraeus' *Nomenclatur latino-saxonica*, der wie seine Vorgänger nurmehr für den Gebrauch in den Schulen hergestellt wurde. Der Vortrag schloß mit der Anregung, das Material dieser Wörterbücher als Quellen für die norddeutsche Druckersprache, für die nd. Wortgeographie sowie für Untersuchungen zum Eindringen hochdeutschen Wortguts in der Zeit der Verdrängung des Mnd. zu nutzen.

Anschließend gab Hubertus Menke (Kiel) unter dem Titel „Sprache und Geschichte der Niederländer in den Herzogtümern Schleswig/Holstein (Gouden Eeuw)“ einen Zwischenbericht des gleichnamigen Kieler Forschungsprojekts. M.s Vortrag bekräftigte eindrucksvoll die strikte Notwendigkeit, Sprache und Geschichte als sich gegenseitig bedingende und beeinflussende Faktoren zu akzeptieren, um eine gültige Beschreibung der Existenzweisen der Sprache wie der Sprachträger vornehmen zu können. Man muß um die Lebenszusammenhänge der in den Herzogtümern siedelnden niederländischen Fachkräfte und Emigranten wissen, wenn man ihr Sprachverhalten erklären will. Die Niederländer bildeten in der Regel starke, an der Macht beteiligte Minderheiten mit einem ausgeprägten Bewußtsein der eigenen Exklusivität, das ein Festhalten an der eigenen Sprache förderte. Die von M. beschriebene Situation erinnerte sehr an die mittelalterlichen Stockholmer Verhältnisse, die L. Elmevik dargestellt hatte. In beiden Fällen läßt sich der Vorgang des Sprachwechsels über Sprachmischung und Doppelsprachigkeit geradezu wie in einem Experiment, so Menke, beobachten. Eine vergleichende Untersuchung würde noch mehr als die beiden hier unabhängig voneinander beschriebenen die realgeschichtlichen Ursachen von sprachlichen Veränderungen in Kontaktsituationen aufdecken können.

Am Nachmittag des zweiten Tages ging es zum Abschluß des wissenschaftlichen Programms im „Lexikographischen Kolloquium“ um „Probleme niederdeutscher Wörterbuchschreibung“. Das Podium war mit Vertretern der wichtigen nd. Wörterbuchkanzleien (außer denen in der DDR) besetzt: Geert H. Kocks (Dreter Wörterbuch, Groningen), Jürgen Meier (Hamburgisches Wörterbuch, Hamburg), Hermann Niebaum (Westfälisches Wörterbuch, Münster), Ulrich Scheuermann (Niedersächsisches Wörterbuch, Göttingen) und Ulrich Tolksdorf (Preußisches Wörterbuch, Kiel). Die Kolloquiumsleitung und -vorbereitung lag bei Helmut Henne (Braunschweig). Die bisher üblichen Berichte über den aktuellen Stand der Wörterbuchunternehmen hatte man diesmal als Vorinformation im Korrespondenzblatt des Vereins abgedruckt, um Zeit für die Diskussion sowohl methodologischer als auch praktischer Probleme zu schaffen. Die Teilnehmer des Podiums trugen jeweils einzelne vorbereitete Fragestellungen vor, die dann im Plenum ausführlich diskutiert wurden. Dabei ging es um die Behandlung heterogenen Dialektmaterials bei der Lemmatisierung, die Einbeziehung von „Volkskundlichem und Lebensweltlichem“ der jeweiligen Region, die Möglichkeiten der zusätzlichen Publikation authentischer Texte sowie um konzeptionelle Einengungen durch die z. T. sehr lange Tradition der Wörterbuchkanzleien. Im Mittelpunkt stand die Frage, welche Kriterien von den Lexikographen für die Aufnahme oder Ablehnung eines im Archiv vorhandenen Stichworts heranzuziehen seien. Der Wunsch der Wörterbuchbearbeiter, von ihren als subjektiv erkannten Kriterien weg zu einheitlichen Maßstäben zu kommen, erwies sich schon angesichts der in der lebhaften Diskussion geäußerten stark divergierenden Ansichten als unerfüllbar. Trotzdem mag aufgrund der

ausführlichen Aussprachemöglichkeiten manche Anregung für die lexikographische Praxis abgefallen sein.

4. Vorstandswahlen

Nur geringfügige Veränderungen ergaben die turnusgemäß stattfindenden Wahlen, nachdem der Vorsitzende für eine erneute Kandidatur gewonnen werden konnte. Für die nächsten drei Jahre hat der Vorstand folgende Zusammensetzung: Prof. Dr. Jan Goossens (Münster), Vorsitzender; Dr. Heinz H. Menge (Bochum), Schatzmeister; Dr. Hermann Niebaum (Münster), Dr. Annemarie Hübner (Hamburg), Prof. Dr. Märta Åsdahl-Holmberg (Göteborg), Prof. Dr. Dieter Stellmacher (Göttingen), Dr. Joachim Hartig (Kiel).

Adresse des Verfassers: Peter Wagener M.A., Universität Göttingen, Seminar für deutsche Philologie, Niederdeutsche Abteilung, Nikolausberger Weg 15, 3400 Göttingen.

Die in der ZGL regelmäßig erscheinenden abstracts aus zeitschriften (vgl. die vierte umschlagseite) werden systematisch geordnet. Als eine der möglichen ordnungen übernehmen wir die systematik des „Lexikons der Germanistischen Linguistik“ (LGL), 2. aufl., die im 1. heft des jahrgangs 1981 der ZGL an der entsprechenden stelle zur orientierung im zusammenhang abgedruckt ist. Innerhalb der LGL-systematik werden die abstracts nach den ersthinweisen, dann ggf. nach den zweithinweisen, schließlich nach dem alphabet der zeitschriften geordnet. Die abkürzungen der zeitschriften sind auf der vierten umschlagseite erklärt. Bei vielen dieser zeitschriften können nur von einer für die ZGL relevanten auswahl der dort erscheinenden aufsätze abstracts hergestellt und hier abgedruckt werden. In der regel wird in jedem jahrgang der ZGL über den jeweils zurückliegenden jahrgang der berichtszeitschrift berichtet.